ZUR CHRONOLOGIE

DER

INDOGERMANISCHEN SPRACHFORSCHUNG

VON

GEORG CURTIUS,

MITGLIED DER KÖNIGL. SÄCHS. GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN.

Des V. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften

N° III.

LEIPZIG

BEI S. HIRZEL.

1867.

ZUR CHRONOLOGIE

DER

INDOGERMANISCHEN SPRACHFORSCHUNG

VON

GEORG CURTIUS,

MITGLIED DER KÖNIGL. SÄCHS. GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN.

Des V. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften

N⁰ III.

LEIPZIG

BEI S. HIRZEL.

1867.

Vom Verfasser übergeben den 4. April 1867.
Der Abdruck vollendet den 25. Mai 1867.

ZUR CHRONOLOGIE

DER

INDOGERMANISCHEN SPRACHFORSCHUNG

VON

GEORG CURTIUS.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/zurchronologiede00curt

Neuerdings ist die Streitfrage vielfach erörtert, ob die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften oder in ein andres grosses Wissensgebiet gehöre. Mehrere Forscher von Bedeutung, namentlich Schleicher und Max Müller haben sich für die erstere, Steinthal dagegen für die letztere Ansicht ausgesprochen. Bei solchen ganz in's allgemeine gehenden Eintheilungen und Fachbestimmungen ist das Ergebniss in der Regel ein unbefriedigendes. Wer kann leugnen, dass die Methode, welcher sich die heutige Sprachwissenschaft bedient, eine der naturwissenschaftlichen ähnliche ist? Naturforscher fühlen sich angeheimelt wenn wir ihnen Gelegenheit bieten einen Blick in die Werkstätte der Sprachwissenschaft zu thun. Andererseits aber gibt es Seiten des Sprachlebens, welche solcher Behandlung spotten. Das ganze Gebiet der Syntax gehört dahin, die Entstehung, Fixirung und Verzweigung der Wortbedeutungen ebenfalls. Bei allem Streben nach Genauigkeit und Schärfe wird hier ein tastend synthetisches Verfahren unerlässlich sein, wie es eher an das des Historikers erinnert. Und doch gehören diese Seiten ebenso wesentlich zur Sprache wie jene andern. Es kann nicht damit abgethan sein, dass man sie mit dem Worte ‚Function' aussondert oder gar einer andern Disciplin zuweist. In ähnlichem Sinne spricht sich auch neuerdings Bréal in seiner anziehenden kleinen Schrift *sur la forme et la fonction des mots* aus.

Bei keiner Betrachtung der Sprache, selbst bei der Analyse der Formen, ja bei der Feststellung von Lautgesetzen kann man des Begriffs der Analogie entrathen, die etwas rein geistiges und, so weit ich sehe, dem Naturleben fremdes ist. Der Acc. Pl. πόλεις wird sich aus den

Grundformen πολι-νς oder πολι-ας schwerlich, sondern nur aus der trägen Gewohnheit erklären lassen den Accus. Pl. dem Nom. Pl. gleich zu bilden. Gleich geistig ist der Trieb der Differenzirung, der sich ebenfalls deutlich wahrnehmen lässt. Ihm verdanken wir es, dass aus der gemeinsamen W. *ar* im Griechischen drei nach Laut und Bedeutung geschiedene ἀρ ἐρ ὀρ hervorgingen. So blickt hier überall aus dem scheinbar rein sinnlichen ein geistiges hervor und nur die gemeinsame Berücksichtigung von beidem führt zur vollen Einsicht. Auch insoweit jene Gemeinschaft der Sprach- mit der Naturwissenschaft eine wirklich berechtigte ist, findet sie doch wohl besonders mit denjenigen Naturwissenschaften statt, die wie die Geologie und Paläontologie sich mit veränderlichen, im Laufe der Zeiten sehr verschiedenartigen Objecten befassen. Wenn Max Müller die Anwendung des Wortes Geschichte auf die Sprache ablehnt, so bequemt er sich da wohl mehr einem engen specifisch englischen Gebrauche des Wortes *history* an. Wir sind, und gewiss mit Recht, gewohnt der Sprache Geschichte zuzusprechen. Denn wo ein Werden ist, da ist Geschichte. So gut es von andern Objecten, die dem Einfluss menschlichen Willens mehr oder weniger entzogen sind, wie von dem Recht, der Religion, der Sitte, ja selbst den Trachten eine Geschichte gibt, so gut kommt sie der Sprache zu. Ist doch die genetische Auffassung des Sprachlebens gerade das unterscheidende der neuern Sprachwissenschaft von der älteren, die sich entweder auf blosse Statistik, oder auf den Versuch einer Systematik der Spracherscheinungen beschränkte. Der Grundzug der Sprachwissenschaft ist überall, mag sich diese in den engeren Kreisen einer einzelnen auf Grund von Urkunden zu erforschenden Sprache, oder in weiteren Bahnen bewegen, ein historischer.

Aus dieser historischen Richtung folgt nun aber ein weiteres. Bei jeder geschichtlichen Betrachtung handelt es sich um eine Reihenfolge, um das früher und später wie im einzelnen, so auch im ganzen. Geschichte ist nichts ohne Chronologie und eine aus chronologischen Daten hervorgehende Periodisirung. Gibt es also eine Sprachgeschichte, so muss auch eine Chronologie dieser Geschichte erstrebt, muss eine gewissermassen neue Wissenschaft, oder sagen wir bescheidener, wissenschaftliche Aufgabe aufgestellt werden, die wir Sprachchronologie oder chronologische Sprachbetrachtung nennen können. Freilich bestimmte Ueberlieferungen, Aeren, Notizen irgend welcher Art, wie

sie die Grundlage einer Chronologie der s. g. Weltgeschichte bilden, liegen für die Sprachwissenschaft nur in verhältnissmässig kurzen und späten Perioden vor. Sie sind z. B. für die Geschichte der älteren lateinischen Sprache mit bewundernswürdigem Scharfsinn ausgebeutet. Jenseits aber der literarisch oder monumental bezeugten Sprachperiode, das heisst für den unendlich viel umfassenderen Theil der Sprachgeschichte fehlt es an solchen äusseren Anhaltepunkten gänzlich. Wir sind ausschliesslich auf innere Kriterien angewiesen. Aber gerade weil uns, so zu sagen, greifbare Merkmale der Zeit abgehen, wie sie bei der Geschichte andrer Objecte meist sofort zur Hand sind, ist hier die Aufgabe, die Folge der geschichtlichen Vorgänge zu bestimmen, trotz der grösseren Schwierigkeit, doch auch eine um so nothwendigere. Ohne Chronologie bliebe die Sprachgeschichte ein Aggregat einzelner Thatsachen und selbst diese Thatsachen haben keine Sicherheit, so lange sie nicht an anderen Halt und in dem gesammten Entwicklungsgang ihre feste Stelle gewinnen.

Erwägen wir nun in Bezug auf die indogermanischen Sprachen, mit denen wir es hier ausschliesslich zu thun haben, die Ausführbarkeit einer chronologisch geordneten Geschichte, so begreift sich diese am leichtesten in Bezug auf die Laute. Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, dass die Laute der Sprache mit der Zeit verwittern, das heisst, an Kraft der Articulation und Fülle des Klanges einbüssen. Wo wir also in der einen Sprache den volleren, in der andern den schwächeren Laut finden, ist die eine Form unbedingt die ältere, die andere die jüngere, wir haben hier also eine chronologische Reihenfolge und können von den Formen der einzelnen Sprachen, also z. B. vom gr. *ἵππο-ς* und Skt. *açva-s* zu *akva-s* als der gemeinsamen, beiden chronologisch vorausgehenden Grundform aufsteigen, auch in vielen Fällen die Stufen welche das Wort durchlief mit ziemlicher Sicherheit nachweisen. Nachdem die vergleichende Grammatik anfangs, wie es kaum anders sein konnte, mehr mit dem Verzeichnen dessen beschäftigt war, was sich als den verwandten Sprachen gemeinsam ergab, ist gerade in neuerer Zeit das Bestreben, die Reihen solcher Thatsachen zu erkennen immer mehr in den Vordergrund getreten.

Bahnbrechend war nach dieser Richtung hin schon Jacob Grimm. Die Entdeckung der Lautverschiebung hat eine wesentlich chronologische Seite. Erkannte er doch, dass zweimal in sehr verschiedenen Zeiten

der Sprachgeschichte dieselben oder doch ähnliche Verschiebungen der Laute eintraten, und zeigte in grossartigster Weise die Bedeutung solcher Wahrnehmungen für die Sprach- und Völkergeschichte. Dennoch nahm er für die ganze Erscheinung einen willkürlich gewählten Ausgangspunkt an, und erst später ist es gelungen, theils diesen zu berichtigen, theils den Zwischenstufen zwischen den einzelnen Hauptperioden näher nachzuspüren, und danach, wie ich glaube, jene Erscheinungen in eine richtigere chronologische Ordnung zu bringen. Auch anderswo liegt der Fortschritt der Wissenschaft in Bezug auf die Behandlung der Laute wesentlich in der verschärften Beachtung des Stufenganges. Dass einem sanskritischen *j* mehrfach griechisches *ζ* entspricht erkannten schon Bopp und Pott. Wie, durch welche Mittelstufen hindurch *j* zu *ζ* wurde, zeigte erst Schleicher durch die umfassendste Zusammenstellung ähnlicher Vorgänge in den verschiedensten Sprachen. Die alte Grammatik begnügte sich damit Verwechselungen oder Vertauschungen der Laute anzunehmen, also z. B. zwischen gr. *σ* und spir. asp.: *σῦς* und *ὗς*, lat. *semi* und gr. *ἡμι*. Welcher dieser Laute der ältere war, fragte sie entweder gar nicht, oder sie beantwortete diese Frage ungenügend, sie brachte es wesentlich nur zu der Formel: *a* wechelt mit *b*. Die vergleichende Grammatik führte sofort zu festeren Aufstellungen, also z. B. *s* wird wohl zu *h*, aber nicht umgekehrt, oder in Formeln ausgedrückt: *a* wird zu *b*, aber *b* nie zu *a*, *a* ist, wo es mit *b* im Austausch steht, früher als *b*. Damit darf sie sich aber nicht begnügen. So werden wir namentlich auch die verschiedenen lautlichen Processe unter einander chronologisch zu bestimmen, wir werden Formeln wie *a* ward eher zu *b* als zu *c*, oder *a* ward eher zu *b* als *c* zu *d* zu gewinnen suchen müssen. Die Griechen haben anlautendes *s* vor Vocalen, *j* und *v* in den blossen Hauch aufgehen lassen. Traten diese Lautverdünnungen auf einen Schlag, oder nach einander, und dann in welcher Reihenfolge ein? Auch zur Stellung und Beantwortung solcher Fragen gibt der Nachweis der Lautverschiebung den Antrieb. Denn dieser Vorgang zeigt durch seine weite Verzweigung, dass die Bewegungen verschiedener Laute nicht ausser Zusammenhang mit einander stehn. Das volle Licht wird auch hier wieder erst vom ganzen ausgehn.

Noch weniger abzuweisen ist die chronologische Betrachtung in Bezug auf die Bildung der Sprachformen. Hier finden sich selbst in der vulgären, aus dem Alterthum überlieferten Grammatik Anknüpf-

ungspunkte. Schon die alten Grammatiker unterschieden einen ersten und zweiten Aorist durch die drei Genera Verbi. Es lag ihnen zwar gänzlich fern mit diesen Zahlen eine zeitliche Reihenfolge zu bezeichnen, wie ja denn dem gesammten Alterthum jede geschichtliche Betrachtung der Sprache völlig abgeht, aber sie ordneten doch zwei Tempusformen paarweise und gaben dadurch indem man ähnliche Unterschiede für die Bildung des Perfects und des Futurums, wenn auch keineswegs ohne störende Irrthümer aufstellte, doch den ersten Antrieb zu einer übersichtlichen Anordnung des Verbums, zu der es z. B. die lateinischen Grammatiker auf ihrem Sprachgebiet nie gebracht haben. Der Schritt war also kein allzuweiter, den aber doch erst Jahrtausende später Buttmann[1]) that, indem er von jedem Paare die eine Form als die ältere, die andre als die jüngere hinstellte. Wir können es zwar jetzt nicht ohne Lächeln lesen, wenn Buttmann Ausf. Gr. I 368 sagt: ‚der Aorist in dem Sinn, welchen er im Griechischen im Indicativ hat, und zwar insbesondere die dritte Person desselben, ist gewissermassen der Naturlaut der Verbi'. Wir glauben Herder und Rousseau in dieser Bezeichnung wiederklingen zu hören. Und die Bevorzugung der dritten Person hat offenbar im Bau des hebräischen Verbums seinen Grund. Aber die folgenden Zeilen enthalten die durchaus richtige und weit greifende Beobachtung ‚dass der griechische Aoristus secundus die ältere Form des Aorists ist'. Die chronologische Anordnung dieser Tempuspaare war damit angebahnt und der Fortschritt der Sprachbetrachtung vorbereitet, den Jacob Grimm schuf, als er im weiten Gebiet der deutschen Sprache für die Bildung des Präteritums denselben Unterschied erkannte und wesentlich darauf die Unterscheidung der starken Verba mit alterthümlichem d. i. einfach gebildetem und der schwachen mit jüngerem d. i. zusammengesetztem Präteritum gründete (D. Gr. I S. 1041). Das stimmte durchaus zu dem was Bopp bereits im Conjugationssystem (S. 151) gefunden hatte. Ebenso ergaben sich nun die schon von den Vorgängern als älter erkannten Aoriste als die einfachen, die als jünger erkannten als zusammengesetztere Bildungen,

1) Die holländischen Grammatiker waren dieser Erkenntniss zwar nahe, aber sie erreichten sie dennoch nicht, wie aus *Lennep's Praelectiones academicae de analogia linguae Graecae ed. Everardus Scheidius p.* 75 der zweiten Ausgabe (Traj. 1805) zu ersehen ist.

während allerdings für das Perfect und Futurum die älteren Einordnungen fast ganz aufgegeben werden mussten. Und so fand auch der Bau des lateinischen Verbums mit seiner scheinbar so willkürlichen und launenhaften Perfectbildung ein annäherndes Verständniss, und selbst in die auf den ersten Blick äusserst bunte Tempusbildung des Sanskrit fiel durch die Vergleichung helleres Licht. Aber schon in der Erfassung jenes chronologischen Unterschiedes lag ein ausserordentlich wichtiges Moment. Die grosse Fülle von Formen, das lag darin, ist schichtweise entstanden. Wie auf der Erdoberfläche ältere und jüngere Geschiebe der Gesteine über und neben einander liegen, so bietet auch die Sprache in irgend einer Zeit ihres Bestandes einen ähnlichen Anblick. Jede Betrachtung also, die alles neben einander bestehende aus einem einzigen Grundgedanken aprioristisch erklären will, ist verwerflich, die Aufgabe muss zunächst die sein, die verschiedenen über und neben einander gelagerten Schichten von Formen von einander zu sondern[1]). Nur so kann es uns gelingen dem ursprünglichen Bestande nahe zu kommen und, von diesem ausgehend, sowohl die ersten in der Sprachformung erkennbaren Intentionen, als das weitere Anwachsen jüngerer Gebilde und das schliessliche Zusammenfassen aller nach und nach entstandener Bildungen zu einem in sich geschlossenen System als etwas vernünftiges und zweckmässiges zu erkennen. .

Die Wahrnehmung dieses Geschiebes von Formenschichten führt nun freilich sehr viel weiter als es auf den ersten Blick scheinen mochte. Als Buttmann das für seine Zeit kühne Wort aussprach, der Aoristus secundus sei die ältere, der Aoristus primus die jüngere Form dieses Tempus glaubte er nur eine Bemerkung über die Geschichte der griechischen Sprache zu machen. Aber da nun seitdem ganz dieselben Unterschiede in allen andern indogermanischen Sprachen erkannt sind, so unterliegt es keinem Zweifel, dass diese uralt, dass sie älter sind als die Trennung der indogermanischen Sprachen von einander. Eine relativ jung genannte Bildungsweise wie die des s. g. Aoristus primus war factisch schon vorhanden, ehe die Vorfahren der Griechen, Römer, Deutschen und Inder als getrennte Völker aus der gemeinsamen Heimath auswanderten. Insofern nun aber hier doch von älteren und

1) »Distinguer les différentes couches« sagt *Bréal Mythe d'Oedipe p.* 14 in Bezug auf die verwandte Mythenforschung.

jüngeren Formen und zwar mit bestem Grunde die Rede ist, involvirt jene Sonderung eine chronologische Behauptung für diese sehr frühe Zeit, und wenigstens in diesem einen Falle ergibt sich die Möglichkeit eines chronologischen Masstabes selbst dem entschiedensten Skeptiker schon aus den angeführten Thatsachen.

Die Sprachwissenschaft steckt sich aber noch höhere Ziele als die bisher berührten. Sie kann sich weder damit begnügen die Uebereinstimmungen nachzuweisen, welche zwischen den urverwandten Sprachen stattfinden, noch damit ältere und jüngere Gebilde innerhalb dieser zu unterscheiden. Sie strebt danach die vorhandenen Formen in ihre ursprünglichen Bestandtheile zu zerlegen und die unbewussten Ziele des schaffenden Sprachgeistes nachzudenken. Und da hat die Analyse der Formen zu dem Ergebniss geführt, dass das weit verzweigte System der Verbal-, der Casusformen im Grunde mit erstaunlich einfachen Mitteln von der Sprache erreicht wird. Einige wenige einsylbige Pronominalstämme dem Stamme selten vorgesetzt, in der Regel ihm bald einzeln, bald zu zweien und dreien angefügt, sind die Hauptmittel, und überall kehren dieselben Elemente wieder. Ein *s*, das auf den Pronominalstamm *sa* zurückgeht, bezeichnet den Nominativ Singularis, dasselbe, vielleicht ursprünglich doppelt gesetzt, den Nominativ Pluralis, dasselbe begegnet uns aber auch im Genitiv Singularis. Vergleicht man den Nominativ *ὁδό-ς* und den Genitiv *ποδός*, so stecken in beiden Formen genau dieselben Elemente. Man kann die Gleichung ansetzen: *ὁδός : ἐδ = ποδός : πεδ*. Es wäre schlechterdings unbegreiflich, wie dennoch die erste Form als Nominativ, die zweite als Genitiv fungirte, wenn wir nicht annähmen, dass diese Formen Producte durchaus verschiedener Zeiten wären, dass die Sprache dieselben Mittel zu verschiedenen Zeiten in ganz verschiedener Weise verwendete.

Ausser jenen einfachen und nicht sehr zahlreichen Bildungssylben, die wir Endungen oder Suffixe zu nennen pflegen, zeigen sich noch einige wenige innere Umwandlungen der Wurzeln und Wortstämme. Eine der deutlichsten ist die Reduplication. Aber auch diese fungirt in sehr verschiedener Weise. In *δι-δά-σκ-ω* ist der Präsensstamm, in *δέ-δα-α* der Perfectstamm, in *δέ-δα-ο-ν* der Aoriststamm dadurch gekennzeichnet. Ist es denkbar dass dasselbe Mittel gleich von Anfang an so verschiedenen Zwecken diente? Gewiss nicht. Offenbar war die Intention der Sprache bei der Verwendung der Reduplication von Anfang an nur

auf Hervorhebung der betreffenden Sylbe gerichtet. Die besondre Art dieser Hervorhebung befestigte sich erst später durch das Geschiebe der mannichfaltigen Formen zu einem vielgegliederten System. Denn noch in weit höherem Grade als die einzelnen Seiten des Lautsystems auf einander Einfluss üben, wirken die verschiedenen Formen der Sprache auf einander ein, begränzen und bestimmen sie sich wechselseitig durch ihren Gebrauch.

Selbst in der Syntax ist eine sorgfältige Unterscheidung des früher und später ganz unerlässlich. Niemand müht sich heute mehr ab, wie vor funfzig Jahren allgemein geschah, den Gebrauch eines Casus oder Modus aus einem Grundbegriff abzuleiten, den man als von vorn herein fertig voraussetzte, und zum Theil auf philosophischem Wege durch Anwendung von Kategorien zu erschliessen suchte. Jetzt entgeht es wohl niemand, dass solche Grundbegriffe nur Formeln sind, die man aus der ganzen Fülle des zu feinster Verwendung ausgeprägten Gebrauches abstrahirt hat. Wer heutzutage dem Wesen des griechischen Accusativs cum infinitivo nachspürt, wird nicht unterlassen auf die allmähliche Entwicklung dieser bei Homer noch in beschränkterem Umfang auftretenden und aus der Prolepsis nach griechischen syntaktischen Gewohnheiten nicht schwer erklärbaren Construction einzugehn. Er wird in den ähnlichen Erscheinungen anderer Sprachen, z. B. der deutschen, die einfacheren Anfänge derartiger Satzfügungen deutlich erkennen, aus denen sich erst allmählich eine kühnere und feinere Anwendung herausbildete. Denn auch hier bedarf die urkundliche Ueberlieferung der einzelnen Sprache ihrer Ergänzung durch andre verwandte. Der Unterschied zwischen dem Conjunctiv und dem Optativ hat sich noch nicht einmal bei Homer zu der Schärfe ausgebildet, die wir im Atticismus wahrnehmen. Gehen wir über die griechische Sprache hinaus, so hört vollends ein solcher Unterschied auf, fassbar zu sein. Wenn wir auch keineswegs der Ansicht sind, dass die Sprachformen je einem andern Zwecke gedient haben als dem der Bezeichnung bestimmt empfundener Differenzen des Sinnes, so ist doch die präcisere logische Ausprägung und Differenzirung, die genaue Umgränzung des Usus unleugbar etwas unendlich viel späteres als die Formenschöpfung. Ausser der eigenthümlichen sprachlichen Begabung der einzelnen Völker haben die mannichfaltigsten äussern Umstände z. B. der Verlust einzelner Formen in Folge lautlichen Verfalls und das Bedürfniss nach Ersatz des verlorenen darauf eingewirkt. Der eine Umstand, dass den beiden classischen

Sprachen in frühester Zeit der Instrumentalis abhanden kam ist von der höchsten Bedeutung für das Verständniss des Casusgebrauchs, der Verlust des Augments in den italischen Sprachen erklärt mehrere der wesentlichsten Unterschiede des lateinischen Tempusgebrauchs vom Griechischen. Wenn die Räthsel des Formen*gebrauchs* dessen ungeachtet vielfach noch schwerer zu lösen sind als die der Formenentstehung, so liegt das daran, dass es uns dafür weit mehr an vorgeschichtlichen, das ist vorurkundlichen Zeugnissen fehlt.

Ich habe hier nur anzudeuten versucht, wie die chronologische Behandlung auf die verschiedensten Seiten der Sprache anwendbar ist. Es kann aber nicht genügen überall im einzelnen uns dieser Methode zu bedienen, es muss auch der weitere und kühnere Versuch gemacht werden, die Geschichte der indogermanischen Sprachen als *ganzes* chronologisch zu ordnen, sie in Perioden zu gliedern. Eine Eintheilung der indogermanischen Sprachgeschichte ist namentlich von zwei Gesichtspunkten aus möglich, zunächst vom ethnographischen aus. Diese Art von Gliederung hat man am häufigsten versucht. Von diesem Standpunkt aus ergeben sich zwei Hauptperioden, die erste die der ungetheilten *Einheit*, die zweite die der aus ihr allmählich sich entwickelnden *Vielheit*. Für die erste dieser Hauptperioden hat Sonne (Kuhn's Zeitschr. XII 290) meines Wissens zuerst den Namen ‚proethnisch' in Vorschlag gebracht. Der Ausdruck ist nicht übel erfunden, insofern ja wirklich für diese Zeit vor der Sprach- und Völkertrennung die später für sich existirenden ἔθνη noch nicht vorhanden waren. Freilich aber bildete die ungetheilte Masse der Indogermanen doch auch schon im Unterschied von den übrigen grossen Völkerstämmen ein Volk, ein ἔθνος von bestimmt ausgeprägter Eigenthümlichkeit. Der Name proethnisch erscheint darum doch nicht ganz zutreffend. Die Sprache dieser frühesten Zeit nennt Schleicher, und auch ich schliesse mich ihm darin an, die indogermanische oder genauer die indogermanische Ursprache. Die Bezeichnung ‚Periode der Vielheit und der Einheit' wird bei einer periodisirenden Uebersicht immer die einfachste und deutlichste bleiben. Die Periode der Einheit ist von diesem ethnographischen Gesichtspunkt aus einer Gliederung unfähig, die der Vielheit aber derselben nicht bloss fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig. Dass sich die Scheidung der Völker allmählich vollzog, wird wohl allgemein anerkannt, auch über die meisten Gruppen herrscht Einverständniss. Es ist hier nicht meine Absicht auf diese Frage

näher einzugehn, die, wie ich glaube, erst nach Ausführung einer Reihe von Specialuntersuchungen über ihren gegenwärtigen Charakter vorläufiger und mehr hypothetischer Aufstellungen wird hinausgeführt werden können. In meiner Abhandlung ‚über die Spaltung des A-Laut's' (Berichte d. königl. sächs. G. 1864 S. 9 ff.) habe ich einen Beitrag zur Lösung dieser Frage zu geben gesucht. Als Ergebniss, das ich jedoch selbst nur als ein vorläufiges, anderweitiger Bestätigung bedürftiges bezeichne, stellte sich mir heraus, dass die indogermanischen Sprachen sich zunächst in zwei grosse Hälften getheilt hatten, die asiatische und europäische. Ohne darauf zurückzukommen, will ich hier nur anführen, dass diese Auffassung sich sehr gut den Ergebnissen anschliesst, zu welchen Müllenhoff in seiner schönen Untersuchung über die pontischen Skythen Monatsber. der Berl. Akad. August 1866 gelangt ist. Er zeigt dort auf das evidenteste, dass jene Skythen, obwohl in Europa wohnend, doch der persischen oder eranischen Familie angehören. Und in der That theilen die skythischen Sprachreste auch den Vocalismus dieser Familie wenigstens insofern, als sie von der Vertheilung der Laute $a \; \underset{i}{e} \; \underset{u}{o}$, wie sie in den europäischen Zweigen dieses Sprachstammes hervortritt, wesentlich abweichen und auf eine längere Bewahrung des ungetheilten *a* hinweisen. Man vergleiche nur das dort S. 551 erklärte *ἐ-νάρ-εες* = *ἄν-ανδρ-οι* mit gr. *ἀ-νερ*, sabin. *ner-o*, und das negative Präfix *ἐ* in diesem Worte mit dem gr. *ἀν* das auch uritalisch so lautete, so wie ahd. *un*, das S. 563 aus *Ἀρδ-άβδα ἑπτάθεος* erschlossene *ἄβδα* = skt. *saptan* mit gr. *ἑπτά* lat. *septem* goth. *sibun* lit. *septyni* ksl. *sedmĭ*, die zahlreichen Wörter auf -*ασπος* Pferd gegenüber von *ἵππος*, *equos*, alth. *ehu*, freilich lit. *aszwà*.

Ein zweites Eintheilungsprincip ist das, so zu sagen, rein sprachwissenschaftliche. Man könnte es auch ein genetisches nennen. W. v. Humboldt unterscheidet in Bezug auf alle Sprachen zwei Hauptperioden ihrer Geschichte. Die erste, in welcher der Bau der Sprache seine wesentliche Gestalt gewinnt, nennt er, z. B. in der Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium Gesammelte Werke III S. 246, die Periode der Organisation, die zweite, in der nach Vollendung dieses Baues, nachdem für ihn ein Congelationspunkt oder eine ‚Krystallisation' (Ueb. d. Verschiedenh. des menschl. Sprachbaues S. 191) eingetreten war, die feinere Durchbildung des Charakters zugleich mit der Abnahme des

Lautbestandes sich erkennen lässt, die Periode der Ausbildung. Ueber diese Zweiheit der Hauptperioden werden wir nicht hinauskommen. Diese Zweiheit durchdringt alle einzelnen sprachlichen Untersuchungen. Wir haben eigentlich bei jeder einzelnen etymologischen oder grammatischen eine einzelne Sprache betreffenden Frage eine doppelte Aufgabe, erstens von der gegebenen Form zur indogermanischen Grundform aufzusteigen, wobei wir uns also in der zweiten Periode bewegen, und zweitens den Ursprung der so gewonnenen Grundform zu erklären, was ganz der ersten angehört. Eine vollständige Ausschliessung der zweiten Operation wird bei einzelnen lautgeschichtlichen Untersuchungen möglich sein, insofern es sich nur darum handelt die allmählichen Veränderungen einer klar vorliegenden Grundform nachzuweisen. Aber jeder Schritt weiter führt schon auf das andre Gebiet, nöthigt zu Aufstellungen über die Entstehung und ursprüngliche Geltung dessen was in jener ersten Periode geschaffen ist. Die Benennung der beiden Perioden welche Humboldt erfand, ohne sie jedoch selbst überall festzuhalten, hat wenigstens den Vorzug leicht verständlich und im allgemeinen treffend zu sein. Insofern wir ein viel gegliedertes und doch von einer festen Einheit zusammen gehaltenes, einen Zweck erfüllendes ganze Organismus nennen, und ein solches in der ersten dieser beiden Perioden das wesentliche seiner Gestalt gewinnt, dürfte sich gegen den Ausdruck Organisationsperiode nicht viel einwenden lassen. Die Typen aller wesentlichen Sprachformen müssen in dieser Zeit geschaffen sein, denn sie sind in allen verwandten Sprachen dieselben. Die spätere Periode lieferte noch neue Abdrücke dieser Typen mit kleinen Abweichungen und zu eigenthümlicher Verwendung, aber nichts unbedingt neues von Grundformen. Mit einem andern Bilde könnte man diese Periode auch die des Wachsthums nennen. Am Schlusse derselben hat der Sprachkörper seine feste Umgränzung erreicht, er verändert sich jetzt nur innerhalb dieser Gränzen, er ist ausgewachsen. Für die zweite Periode ist ein hauptsächliches Merkmal die allmähliche Abnahme des äussern Lautbestandes. Dennoch wäre es entschieden falsch sie im Gegensatz zu der des Wachsthums die Periode des Verfalls zu nennen. Denn so wenig nach Beendigung des Wachsthums das Greisenalter. so wenig tritt hier sogleich eine wirkliche Zerstörung des Organismus ein. Die Anfänge der Lautverwitterung sind mit der regsten Verwendung des früher geschaffenen verbunden. Die

eigenthümlichen Vorzüge, durch die sich z. B. das Griechische vom Sanskrit unterscheidet, gehören dieser Periode an. Die Ausprägung des Infinitivs z. B., den jede der verwandten Sprachen auf verschiedene Weise gewonnen und von andern Nominalbildungen zu unterscheiden gewusst hat, gehört hierher. Ebenso die Regelung des Satzbaues, so weit es sich um etwas anderes als die allereinfachsten Formen handelt. Es wäre eine grosse Einseitigkeit dies alles für nichts zu achten und die erste Periode gewissermassen wie ein verlorenes Paradies zu betrachten. Ist doch nicht zu verkennen, dass diejenigen Grundformen, welche für den Bau der indogermanischen Sprachen wesentlich sind, schon lautliche Schwächungen zeigen und dass diese, weit entfernt die Bestimmung der einzelnen Formen zu beeinträchtigen, vielmehr derselben förderlich sind. Dass *da-dâ-mi* irgendwie weniger organisch wäre als *da-dâ-ma*, woraus es entstanden, wird sich nicht behaupten lassen, und doch ist es lautlich schwächer. Den Zweck aller Sprache zum Ausdruck der Gedanken zu dienen erfüllen die Sprachen in der zweiten Periode sicherlich besser, als jene Grundsprache der ersten. Wollte man nach andern Bildern suchen, so liesse sich an den Ausdruck Abschleifung denken, der die beiden hier wesentlichen Momente der stofflichen Abnahme und der grösseren Glätte und Feinheit in sich vereinigt, freilich aber dem Missverständniss Nahrung gäbe, als ob eine von aussen an die Sprache herantretende Gewalt die Veränderung bewirkt hätte. Insofern nun Ausbildung von Bildung unterschieden und vorzugsweise auf Vervollkommnung schon vorhandener Bildung bezogen zu werden pflegt, ist der Name ‚Periode der Ausbildung' so ziemlich geeignet das wesentliche dieser Periode zu bezeichnen.

Es fragt sich nun, wie sich diese zweite Eintheilung zu der ersten, der ethnographischen, verhält. Und da ist so viel klar, dass die Periode der Organisation wesentlich mit der der Einheit, die der Ausbildung mit der der Vielheit zusammenfällt. Völlig aber decken sich beide Perioden doch nicht. Dass die Organisation mit der ersten vollendet war, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Aber dass die Periode der Ausbildung erst mit der Vielheit beginnt, darf nicht für so ausgemacht gelten. Wenn wir erwägen mit welcher Festigkeit alle wesentlichen Formen bei den verschiedenen Zweigen unsers Sprachstammes haften oder doch unverkennbare Spuren hinterlassen haben, mit welcher Sicherheit eine jede ihrer Sphäre getreu bleibt, wie gross die Uebereinstimmungen

nicht bloss in den Wurzeln, sondern auch in den aus ihnen entstandenen oft in den Endungen wie in der individuellen Anwendung auf das feinste ausgeprägten Wörtern sind, so werden wir zu dem Schlusse gedrängt, dass das indogermanische Urvolk längere Zeit zur Verfügung hatte, um sich seine Formen und Wörter einzuüben, ehe durch die Zersplitterung die Gefahr mannichfaltiger Zerstörung hereinbrach. Manches gemeinsame sämmtlicher Sprachen hat einen conventionellen Charakter, wie z. B. die Zahlwörter, deren Grundformen wir zu ermitteln vermögen ohne dass es uns gelingt ihren ursprünglichen Sinn zu erkennen. Vielleicht war den Indogermanen schon ehe sie sich in ihre einzelnen Familien spalteten das Wort *katvar*, die Grundform für die Vierzahl, ebenso räthselhaft wie uns. Hier treten nirgends deutliche Beziehungen auf geläufige Wurzeln und Suffixe hervor. Da nun aber solche Anknüpfungen an anderweitiges Sprachgut nothwendigerweise einmal vorhanden gewesen sein müssen, so lässt die Existenz eines solchen gleichsam aus der Bahn gewichenen Wortes schon auf mehrfache Trübung und auf Verluste des Sprachgutes schliessen. Solche Trübungen aber sind schon ein Kriterium der zweiten Periode. Das gleiche bemerken wir z. B. an den Personal-, an den Casusendungen. Der ursprüngliche Lautbestand kann hier vielfach kaum errathen werden. Für die 1. Pl. kommen wir z. B. nicht über eine Form wie *da-dâ-ma-si* als indogermanische Grundform hinaus, die aber selbst schon wahrscheinlich aus *da-dâ-ma-tva* geschwächt ist. Die letztere, oder etwa *da-dâ-ma-tvi* würde die der Organisationsperiode sein. Auch wird es einiger Zeit bedurft haben um aus der organischen Grundform wie *varka-sa* die indogermanische Grundform *varka-s* hervorgehen zu lassen. Vielleicht hat es hier sogar Mittelstufen, wie etwa *varka-si* gegeben. Dergleichen Lautschwächungen und Lautverluste die von der viel stärkeren und mannichfaltigeren späterer Zeiten wohl zu unterscheiden sind, beeinträchtigten nicht, sondern förderten nur die Zwecke der Sprache. Sie entspringen weniger der Trägheit und Bequemlichkeit der Sprachorgane, als dem Streben die frisch entstandenen Formen nicht all zu vielsylbig und schwerwuchtig werden zu lassen, und dienen dem Principe der Worteinheit. Die längere Dauer eines einheitlichen Beisammenseins des indogermanischen Urvolks bestätigt sich doch auch durch die mancherlei Züge gemeinsamen Glaubens, mythischen Dichtens, der Sitte u. s. w., von denen z. B. Pictet in seinen reichhaltigen *Origines Indoeuropéennes* handelt. Selbst

ein indogermanisches Grundmetrum kann nach Westphal's schlagendem Nachweis kaum bezweifelt werden. Kurz, wir werden nicht irren, wenn wir behaupten, dass die Periode der Ausbildung schon in der Einheitszeit begann, dass also jene beiden wesentlichen Eintheilungen sich wenigstens in dieser Beziehung durchkreuzen.

Hier sehen wir nun von der ethnographischen Theilung völlig ab und fassen ausschliesslich die rein sprachwissenschaftliche in's Auge. Die beiden grossen Hauptperioden erfordern natürlich für ihre Ausführung im einzelnen eine durchaus verschiedene Behandlung. Die zweite, die der Ausbildung, insofern sie wenigstens zum bei weitem grössten Theile mit der Spaltung der Sprachen zusammenfällt, umfasst ein ungemein reichliches Material. Die Forschung muss hier nothwendig sich theilen, denn ein einzelner vermag es nicht die ungeheure Masse der Thatsachen zu umspannen. Es gilt hier die Kluft auszufüllen zwischen der Urzeit und der historisch bezeugten Existenz der einzelnen Sprache oder Sprachfamilie. Wir, die wir schliesslich immer zunächst das Griechische im Auge haben, würden uns also für diese Periode die Aufgabe stellen, durch welche verschiedenen Stufen hindurch die indogermanischen Laute und Formen nach und nach zu griechischen geworden sind, eine Aufgabe, die wenigstens insofern lösbar sein dürfte, als sich eine Anzahl von Reihen bestimmt erkennbarer Thatsachen aufstellen lässt. Schwieriger schon ist es, diese Reihen unter sich zu verbinden. Aber, wenn wir die wesentlichsten lautgeschichtlichen Thatsachen zu Grunde legen, wird es, denke ich, doch mehrfach gelingen ein früher und später mit Sicherheit zu ermitteln. Die Untersuchungen gehen für diese zweite Periode nothwendigerweise etwas in die Breite. Ich verschiebe es auf eine andre Gelegenheit darauf einzugehn.

Für die Periode der Organisation dagegen kann es, vorerst wenigstens, nur darauf ankommen, eine Skizze zu entwerfen, bestimmte Gesichtspunkte in Betreff der Reihenfolge der wesentlichsten Spracherscheinungen aufzustellen, die, auch bei dem ernstesten Bemühen nichts unbegründetes zu behaupten, doch einen mehr hypothetischen Charakter haben müssen. Solche Hypothesen sind aber für unsere Wissenschaft schlechterdings unentbehrlich. Nachdem mehr als fünfzig Jahre lang die Analyse der einzelnen Formen eifrig betrieben ist, wird es unerlässlich den Versuch zu machen diese nicht bloss für die historisch bezeugten Zeiten des Sprachlebens zusammenzufassen und zusammenzu-

denken, sondern auch ein gleiches in Bezug auf jene Urzeit zu wagen. In solchem Sinne stellt sich schon Steinthal in seiner Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues S. 277 die Aufgabe, das Werden des sanskritischen Sprachbaues von der Wurzelschöpfung bis zur völlig entwickelten Wortform ‚nicht blos als ein theoretisches Geschehen, sondern als ein zeitliches Wachsen' darzustellen und entwirft selbst eine Skizze der indogermanischen Sprachentwicklung, an die wir mehrfach anknüpfen können.

Man hüte sich solche Versuche zusammenfassender Gesammtbetrachtung für überflüssig zu halten. Denn schliesslich hat doch jede einzelne Behauptung erst dann ihre Probe bestanden, wenn sie sich einer grossen Reihe unter sich zusammenhängender Wahrheiten anschliesst, eine historische Behauptung — und jede sprachwissenschaftliche ist in gewissem Sinne eine solche — wenn sie in einem befriedigenden Gesammtbilde der Entwicklung des betreffenden Objects ihren rechten Platz findet. Versuchen wir es also mit dieser Skizze einer Entwicklung, die jedenfalls in eine sehr frühe Zeit des Völkerlebens hinaufreicht.

1. Wurzelperiode.

Wenn wir die letzten unzerlegbaren oder, wie Max Müller sie nennt, die constituirenden Elemente der Sprache mit dem Namen Wurzeln bezeichnen, so müssen wir annehmen, dass aller Sprachbau mit der Schöpfung der Wurzeln begann. In dieser Annahme stimmen fast alle neuern Sprachforscher überein[1]). Wenn wir ferner die Wurzeln nicht als blosse

1) Ein namhafter Gelehrter ist allerdings, was ich nicht unerwähnt lassen will, andrer Ansicht. Benfey hat, nachdem er früher selbst ein ‚griechisches Wurzellexikon' verfasst, später in seiner ‚Skizze des Organismus der indogermanischen Sprachen' (Allg. Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur, Jahrgang 1854) und noch entschiedener in Kuhn's Zeitschr. IX, 81 die ganze Wurzeltheorie bestritten und dieser gegenüber zunächst (Ztschr. IX, 96) die Ansicht geltend gemacht, dass der indogermanische Sprachschatz — mit Ausnahme der auf Pronominibus, Partikeln und Interjectionen beruhenden Bildungen — sich auf Verben reduciren lässt'. Was wir unter Verben in diesem Sinne eigentlich zu verstehen haben, wird nun freilich nirgends deutlich gesagt. Da ein grosser Theil der zur Erhärtung jener Ansicht aufgewendeten Bemühungen darauf gerichtet ist, Substantiv- und Adjectivstämme auf Participialstämme, diese letzteren aber auf die dritte Person Pluralis Indicativi Activi zurückzuführen, so gewinnt es anfangs den Schein,

Abstractionen oder Hülfsfiguren für das wissenschaftliche Verfahren, sondern als reale Wesen oder als ‚Urwörter' betrachten, die in der Schöp-

---

als ob Verbum hier so viel als Verbum finitum, oder Form des Verbum finitum bedeute. Der Begriff ‚Verbum' verwandelt sich aber im Laufe jener Darstellung in etwas völlig verschiedenes. Denn von S. 120 an bemüht sich der Verf. zu zeigen, dass auch die Pronomina, denen S. 96 vorläufig eine besondre Existenz eingeräumt ward, aus Verben entstanden seien. Da eine jede Form des Verbum finitum, wie auch Benfey annimmt, in ihrer Endung ein Pronomen enthält und seine Meinung nicht etwa die ist, dass das Pronomen früher Endung als selbständiges Wort gewesen sei, so bedeutet Verbum hier also so viel als Verbalstamm oder, welchen Ausdruck der Verf. auch gelegentlich dafür gebraucht, Verbalthema. Dem gemäss wird denn auch S. 125 eingeräumt, ‚dass bei eintretendem Bedürfniss Verbalthemata auch zur Darstellung von Gegenständen brauchbar gemacht', das heisst mit andern Worten auch nominal verwandt werden konnten, und nur durch die Durchgangsstufe eines Nomens glaubt B. die Pronomina aus solchen Verbalthemen ableiten zu können. Auch ‚Orient und Occident' II 744 kommt er auf ähnliche Resultate, deutet sogar an, dass hinter der ‚Verbalperiode' noch eine andre ‚Phase' gelegen habe. Was sind nun aber solche Verbalthemata, die auch nominal gebraucht werden können, anderes als jene Wurzeln, mit deren Verwerfung Benfey seinen Aufsatz beginnt? Es ist nur ein anderer Name für dieselbe Sache. Gab es aber solche primäre Einheiten, fähig zu verbaler und nominaler Function, gab es — gleich viel, ob von Anfang an, oder erst später aus ihnen erzeugt — Pronominalstämme, warum konnten sich letztere mit ersteren nicht ebenso gut zu ausgeprägteren Nominal- wie zu Verbalformen verbinden? Wozu uns für eine unvordenkliche Zeit des Sprachlebens zumuthen, zu glauben — denn wahrlich es fordert starken Glauben — dass die kaum geschaffene dritte Person Pluralis die Metamorphose in ein Particip erfährt und dass dies Particip wieder erst die Quelle zahlloser anderer Nominalbildungen ist? — Auch in dem ersten der erwähnten Aufsätze verwickelt sich Benfey in eigenthümliche Widersprüche z. B. S. 719, wo er die Pluralendungen des Verbums aus dem Plural der Personalpronomina zu erklären sucht, also offenbar Casusbildung, das ist doch nominale Flexion vor der primitivsten Verbalbildung voraussetzt, während doch gerade die Priorität des Verbums vor dem Nomen die Hauptthesis ist, die er überall vertheidigt. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein jene Untersuchungen des scharfsinnigen und um die Kenntniss des Sanskrit gewiss sehr verdienten Gelehrten eingehender zu prüfen, aber da jene beiden Aufsätze fast der einzige weiter ausgeführte Versuch einer chronologischen Sprachbetrachtung sind, so wollte ich wenigstens in der Kürze andeuten, warum mich dieser Versuch durchaus nicht befriedigt.

Die Bevorzugung der Verbalformen vor den Nominalformen hat ihr Gegenstück gefunden in der schnurstracks entgegengesetzten Hypothese welche Ascoli namentlich in seinen *Studj Ariosemitici Articolo secondo, letto alla Classe di lettere etc. [del R. Istituto Lombardo] nella tornata del 6 Juglio* 1865 ausführt. Auch er will nichts von Wurzeln (*radici lessicali*) wissen, freilich ohne auch seinerseits die Annahme von *‚monosillabi primordiali'* (p. 33) entbehren zu können. Von entwickelteren Formen aber ist ihm das Nomen früher als das Verbum. Lange Zeit, so meint er, ver-

fungsperiode der Sprache für sich existirten (Grundzüge der gr. Et.² S. 44), so befinde ich mich auch darin im Einklang mit Forschern wie Bopp, Max Müller, Heyse, Schleicher u. a. Gibt es Sprachen, welche, wie die chinesische, mit einsylbigen keiner Modification fähigen Wörtern auskommen, so hindert uns nichts einen solchen Zustand für die hier in Betracht kommenden Sprachen vorauszusetzen und diese Voraussetzung scheint mir immer noch sehr viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, als anderweitige Theorien. Es musste, sagt Heyse System der Sprachw. S. 144, der

---

suchte sich der Sprachgeist an der Bildung der mannichfaltigsten Formen für das *nomen agentis*, ehe das Verbum finitum aufkam. Während Benfey einen Participialstamm wie *bharant* als Verstümmelung der dritten Person Pl. *bharanti* betrachtet, hält umgekehrt Ascoli *bharanti* für den Plural des Nominalstammes *bharant*. Wie sich dann aber *bharanti* zum Singular *bharati*, wie sich dies zu *bhara-si*, *bharâ-mi* verhält, wird uns nicht gesagt. Viel näher liegt es doch das *ti* von *bhara-ti* für dasselbe mit dem von *bhara-n-ti* zu halten. Das pluralische liegt dann in dem *n*, das wie *j-an-ti* wahrscheinlich macht, aus *an* entstanden sein wird. Zwei copulativ verbundene Pronomina bezeichnen den Plural, eins von diesen den Singular. Warum konnten nicht dieselben beiden Pronomina sich völlig unabhängig von jener Verbalform in einem Nomen wiederfinden? Oder sollen wir etwa auch das Suffix der 1 Pl. *mas* mit dem des Nom. Sing. eines Nominalstammes wie *bhâ-ma-s* identificiren? Seit wann gilt denn der blosse Gleichklang trotz der verschiedensten Function für einen Beweis ursprünglicher Identität? Auch Schweizer-Sidler, der in Kuhn's Zeitschr. XVI, 142 über Ascoli's Versuch berichtet, findet die Mittel, die zur Begründung desselben angewandt werden, zum Theil sehr gewaltsam. Verbalformen die bisher für die primitivsten galten z. B. *ad-mi*, *as-ti* haben z. B. nach Ascoli schon einen Vocal eingebüsst, damit auf diese Weise ein Nominalthema *ada*, *asa* herauskomme, *i-mas* soll aus *ai-mas* verstümmelt, überhaupt jedes schliessende *i* und *u* aus *a-ja*, *a-va* entstanden sein. Im Hintergrunde steht immer die Tendenz die zweisylbigen semitischen Wurzeln mit den indogermanischen Nominalformen zusammen zu bringen. Ich glaube, die entgegengesetzten Versuche der beiden scharfsinnigen Männer sind sehr geeignet, sich einander wechselseitig aufzuheben. Benfey und Ascoli, obgleich in den Zielen weit auseinander gehend, treffen in den Mitteln vielfach zusammen. Für beide besteht kein Zweifel darüber, dass ähnliche starke Lautentstellungen, Trübungen des Sprachgefühls, Missbildungen u. s. w. wie sie in späteren Sprachperioden zum Theil erweislich sind, ebenso gut auch schon den frühesten eigen waren. Sie suchen beide die als indogermanisch erwiesenen Formen durch Annahme erheblicher Zerstörungen und Verstümmelungen zu deuten, während doch mancher bezweifeln möchte, ob solche Annahme für diese Jugendzeit der Sprache mehr Wahrscheinlichkeit hat, als etwa das Ergrauen eines Knaben, oder die Zahnlosigkeit eines Jünglings. Jedenfalls aber wird man folgendes zugeben. Lässt sich ein Weg finden die successive Entstehung des indogermanischen Sprachbaues o h n e solche Gewaltmassregeln zu erklären, so verdient er den Vorzug.

grammatischen Gestaltung der Sprache nothwendig ein Zustand vorausgehen, in welchem sie nur aus Wurzeln bestand. »*These germinal forms would have-answered every purpose in an early stage of languages*« sagt Max Müller Lect. II 84 im Gegensatz zu anderweitigen Ansichten, wie sie von Pott Etymol. Forsch. II² 95 vorgebracht werden. Warum ‚Wurzeln als solche des Stempels von Wörtern und damit der reellen sprachlichen Gültigkeit im Redeverfluss entbehren' sollen, vermag ich nicht einzusehn. Was einst primitives Wort war, erscheint eben nur als Wurzel vom Standpunkt der vorgeschrittenen sprachlichen Entwicklung aus. Der Inder, der Grieche redete freilich nicht in Wurzeln, aber ihre gemeinsamen Vorfahren thaten es zu einer Zeit, die weit jenseits der Ausbreitung des kunstvollen Sprachbaues liegt wie wir ihn vor uns sehen. Fassen wir die Wurzeln so auf, so sind sie des mystischen und mythischen Charakters entkleidet, mit dem man sie mehrfach umgeben hat.

Auch darin finde ich mich im Einklang mit den meisten Sprachforschern, dass ich den Wurzeln Einsylbigkeit beilege. Blitzartig, hat man gesagt, bricht die einheitliche Vorstellung in einem Lautcomplexe durch, der in einem Moment vernehmbar sein müsse. Ebenso unerlässlich ist die Eintheilung der Wurzeln in zwei Classen, die wir Verbalwurzeln oder Wurzeln im engeren Sinne und Pronominalwurzeln oder Pronominalstämme zu nennen pflegen. Doch gehen hier schon die Meinungen mehr aus einander. Erstens in Bezug auf die Bezeichnung. Heyse (System S. 153) nennt die erstern Stoffwurzeln, die andern Formwurzeln. Aber da Form ohne Stoff nicht bestehen kann, die Pronominalstämme aber auch ohne die andern eine sehr reale Existenz haben, so passt dieser Ausdruck nicht. Passender sagt Steinthal (Typen S. 278) dafür qualitativ und demonstrativ, nicht sehr abweichend Max Müller I 239 *predicative* und *demonstrative*, womit sicherlich das Wesen der Pronominalstämme getroffen ist. Sind die Pronomina wie auch Schoemann (Redetheile S. 96) sie bezeichnet, Deutewörter, so können ihre Wurzeln Deutewurzeln genannt werden. Schleicher Comp.² 314 unterscheidet Begriffs- und Beziehungswurzeln. Wie aber der Begriff erst aus der sinnlicheren Vorstellung, so entwickelt sich die Beziehung doch wohl erst aus der Hinweisung. Dem ursprünglichen Wesen beider Gattungen kommen wir daher, denke ich, näher wenn wir jene nennende, diese deutende Wurzeln nennen. Freilich besteht nun auch darüber eine Meinungsverschiedenheit, ob diese Zweitheilung von Anfang an da war,

oder nicht. Während Bopp's Analyse des indogermanischen Sprachbaues über diese Zweiheit nicht hinausgeht und auch Heyse, Steinthal u. a. dabei stehen bleiben, ist neuerdings mehrfach die ursprüngliche Identität beider Arten von Wurzeln behauptet worden, zuerst meines Wissens von Jacob Grimm ‚Ueber Etymologie und Sprachvergleichung' Kl. Schriften I 312, dann später von Schleicher Compend.[2] 642 und noch entschiedener ‚Ueber Nomen und Verbum' S. 509 und von Benfey in den oben erwähnten Aufsätzen. Eine Entscheidung dieser Frage dürfte ausserordentlich schwierig sein. Ueberzeugend hat bisher niemand den Ursprung eines Pronomens aus einer Verbalwurzel nachgewiesen. Für die Personalpronomina sind noch am ehesten ansprechende Vermuthungen vorgebracht, weniger möchte dies in Bezug auf die übrigen gelingen. Sprachen, die den Unterschied von Nomen und Verbum nicht kennen sind zahlreich, gibt es aber wohl Sprachen ohne Pronomina? Hier darf diese Frage um so mehr bei Seite bleiben, da das vollkommen fest steht, dass die Zweiheit schon in der allerfrühesten Zeit indogermanischen Sprachlebens, dass sie vor aller Formenschöpfung vorhanden sein musste, da der gesammte Bau unsers Sprachstammes auf der mannichfaltigen Verbindung nennender und deutender Elemente ruht. Erst durch diese Zweiheit kommt Licht und Schatten in die Sprache, erst durch sie ist eine sinnvolle Aneinanderreihung von Wörtern ermöglicht, die nothwendige Voraussetzung aller weiteren Entwicklung.

Dagegen kann von einem Unterschied zwischen Nomen und Verbum natürlich auf dieser Stufe gar keine Rede sein. Ob eine Wurzel der ersten Classe bloss nennt oder etwas aussagt, denn darauf läuft doch der Unterschied zwischen Nomen und Verbum hinaus, wird in diesem ältesten Sprachzustande an ihr selbst nicht bezeichnet. Die Wurzel *da* kann den Geber, das gegebene, das Geben, aber als solche niemals mit Bestimmtheit ‚er gibt' bedeuten. Solche Aussage beruht immer auf einer Synthesis, die der nackten Wurzel abgeht. Damit fehlte aber überhaupt der Unterschied zwischen der, so zu sagen noch flüssigen und der erstarrten Handlung. Formlose Sprachen zeigen auf das evidenteste, dass es sich so verhält.

Die Zahl der ursprünglichen Wurzeln oder ältesten Wörter kann in unserm Sprachstamme keine übermässig grosse gewesen sein. Es waren, so scheint es, lauter Sylben mit kurzen Vocalen. Denn auch in Bezug auf die vocalisch auslautenden Wurzeln auf *a* hat Schleicher in

den Beitr. z. vergl. Sprachf. II 92 ff. es wahrscheinlich gemacht, dass nicht nach Art der indischen Grammatiker *dâ dhâ pâ* u. s. w., sondern *da dha pa* als die echten Wurzeln zu betrachten seien. Erst bei dieser Annahme kommt Einheit und Gleichmass in die primäre Verbal- und Nominalbildung. Wer für skt *ǵa-ǵân-a* nicht von *ǵân* sondern von *ǵan*, für *λῄϑ-η* nicht von *ληϑ* sondern von *λαϑ* ausgeht, darf auch für *δό-σι-ς* nur *δο*, mithin auch für skt. *dâ-na-m* nur *da* zum Grunde legen. Auch aus der Weiterbildung der Wurzeln in der zweiten Periode wird dies Vorhandensein eines kurzen auslautenden Vocals der Urwurzel wahrscheinlich. Ausser diesen vocalisch auslautenden sind aber mit völliger Sicherheit auch consonantisch schliessende anzunehmen wie *ad* (essen), *ak* (scharf sein), *ag* (treiben), *an* (wehen), *ar* (gehen, streben), *av* (wehen), und zugleich consonantisch beginnende und schliessende wie *pat* (fliegen), *sad* (sitzen), *div* (glänzen), *tar* (überschreiten), *dar* (zerreissen), *gar* (aufreiben), *bhar* (tragen).

2. Determinativperiode.

Wenn unsre Analyse gegebener Sprachformen vielfach bis zu einem Punkte gelangt, bei dem wir unbedingt stehen bleiben, zu Grundformen, an deren Ursprünglichkeit zu zweifeln wir keinen Grund haben, so fordert in andern Fällen die in gleicher Weise gewonnene Grundform zu der neuen Frage auf, wie sich diese zu einer andern kürzeren und, so scheint es, elementareren verhalte. Unzweifelhaft liegt die W. *gan*, grăcoit, *gen* dem skt. *ǵanâ-mi* oder *ǵa-ǵan-mi*, den Nominalformen *ǵanas* = *γένος*, lat. *genus*, *ǵan-i-tar* = *γεν-ε-τήρ* *gen-i-tor* u. s. w. ebenso zu Grunde wie etwa die W. *an* der Verbalform *an-i-mi*, den Nominalformen *an-a-s* Hauch, gr. *ἄν-ε-μο-ς*, lat. *an-i-mu-s* und *an-i-ma*. Aber während es bei der letzteren Grundform nicht leicht jemand einfallen wird, sie weiter zu zerlegen, stellt sich neben *gan* die Form *ga* im skt. *ǵâ-ti-s* Geburt, *ǵâ-j-é* werde geboren, gr. *γέ-γα-μεν*, und es fragt sich, wie sich die kürzere zu der längeren verhalte. Die Consequenz fordert die kürzere, die wir die primäre Wurzel zu nennen pflegen, als die ältere, die längere als die daraus entstandene jüngere zu betrachten. Für diejenigen Zusätze, um welche die jüngeren Formen länger sind als die älteren, habe ich den Ausdruck Wurzeldeterminativ in Vorschlag gebracht und in diesem Sinne mich über den ganzen Vorgang Grundz.[2]

S. 58 ff. ausführlich ausgesprochen. Es wird daher überflüssig sein weitläuftiger auf diese Frage einzugehn. Doch mögen mit wenigen Worten einige dort nicht berührte Punkte hier erörtert werden. Die meisten Sprachforscher behandeln diese Erweiterung der Wurzeln als eine verhältnissmässig junge Erscheinung und zwar in einer zwiefachen, sehr verschiedenen Weise. Einige nämlich erkennen darin Zusammensetzungen einer unflectirten Wurzel mit einer flectirten. Setzte das in *δά-π-τ-ω*, *δαπ-άνη* vorliegende *dap*, wie Benfey will, wirklich ein Verbum nach Art des sanskritischen Causativs *dâpajâ-mi* voraus, so würde dies *p* erst in der Periode lebendigster Verbalflexion entstanden sein, *pajâ-mi* deutet Benfey durch eine allerdings ziemlich kühne Hypothese als *facio*, das ganze also wäre ein junges Gebilde, eine zusammengesetzte Verbalform von der Art des lateinischen *cale-facio*. Allein in allen Sprachen unsers Stammes zeigt sich nach Ausbildung der Verbalflexion eine Abneigung gegen unmittelbare Verbindung von Verbalwurzeln mit flectirten Verbalformen. Es kann nicht Zufall sein, dass die Zusammensetzung, bei Nominalformen so ungemein häufig, bei Verben — abgesehen von der losen Vorfügung von Präfixen — im allgemeinen gemieden wird. Ausnahmen finden nur statt bei einigen wenigen Verbalstämmen, deren Bedeutung zu Hülfsverben erblasst ist, wie bei den Wurzeln *as*, *ja*, *dha*. Die Verwendung solcher Wurzeln in der Tempusbildung ist unverkennbar. Aber auch bei dieser liegen ungleich primitivere Formen vor als jenes, alle Spuren einer Ableitung aus einem Nominalstamme an sich tragende, specifisch sanskritische *dâ-pajâ-mi*, und ein so festes Verwachsen mit diesen Elementen findet nicht statt, vielmehr gehen jene Hülfsverben nur losere Verbindungen für einzelne Tempusstämme ein. Ausserdem ist fast für keinen einzigen der hier in Betracht kommenden Zusätze eine Verbalwurzel nachweisbar.

Durchaus verschieden ist die Auffassung derer, welche dieselben Elemente mit den wortbildenden Suffixen der Nomina identificiren[1]). Hiernach wäre z. B. das *k*, um welches *ὀλε-κ* (*ὀλέκ-ω*, *ὀλώλεκ-α*), stärker ist als *ὀλε*, *ὀλ*, identisch mit dem *k* im Nominalstamme *φυλα-κ* oder mit dem aus dem Pronominalstamme *ka* entstandenen Suffix *ka*, gr. *ko* z. B. skt. *dhâ-ka-s* Behälter von der W. *dhâ* setzen (vgl. gr. *θή-κη*), das *n* von *ǵanâ-mi*

1) Am weitesten geht nach dieser Richtung Ascoli in den S. 203 erwähnten *Studj Ario-Semitici*.

wäre nicht verschieden von dem *n* des Suffixes *-na* in *svap-na-s*, Schlaf = *ὕπ-νο-ς* von der W. *svap* schlafen, das *t* von W. *djut* glänzen gegenüber von *div* oder *dju* in gleicher Bedeutung nicht verschieden von dem *t* im skt. *sthi-ta-s* stehend = *στα-τό-ς*. Nun leuchtet aber ein, wie grundverschieden die Function derselben Elemente in den Nominal- und in den Verbalformen ist. Jene Pronominalstämme haben in den Nominalstämmen den Zweck auf den Begriff des Stammes als einen factisch vorliegenden, als einen gegenständlichen hinzuweisen, sie dienen daher nur dazu die nominale Bedeutung des Stammes bestimmter hervorzukehren. Wir werden allerdings sehen, wie nominale Themata auch verbal verwendet werden. Allein das geschieht, wie sich zeigen wird, zu einem ganz bestimmten Zweck bei der Präsensbildung. Das *p*, *k*, *n*, *t*, durchdringt die ganze Flexion des Verbums ebenso gut wie die primitive Nominalbildung: *ǵa-ǵân-a* = *γέγον-α*, *ǵa-ǵan-ti*, *ǵan-as* = *γένος*, *djôt-a -tė*, *di-djut-ê*, *djôt-a-s*, *djôt-is*. Die Grundformen *ǵan*, *djut* werden in jeder Beziehung, namentlich auch in Bezug auf innere Lautsteigerung vollkommen wie die ersten, durch keine Analyse weiter zu zerlegenden Wurzeln wie z. B. *an*, *kan*, *pat* behandelt. Geht daraus nicht hervor, dass diese Formen, welche sich für das Sprachgefühl von den primitiven Wurzeln gar nicht unterscheiden, schon vor dem Aufkommen der Flexion und der primären Wortbildung in der Sprache vorhanden waren? Für die Denominative späterer Perioden haben sich ja ganz andre Bildungsgesetze festgestellt. Mit wirklich üblichen Nominalsuffixen hat überdies ein grosser Theil der Zusätze die wir Determinative nennen, gar keine Aehnlichkeit und es hat der willkürlichsten Annahmen bedurft um sie dennoch darauf zurückzuführen[1]).

Die Determinative bestimmen die Wurzeln innerlich, sie verengern die Sphäre einer Wurzel, die Nominalsuffixe äusserlich, indem sie der Wurzel eine begränztere Anwendung auf bestimmte Objecte geben.

Aus der W. *ju* gehen *jug* und *judh* hervor. Der Grundbegriff verbinden verknüpft sich mit allen drei Lautcomplexen, aber während *ju* z. B. auch mischen, anrühren vom Teig bedeutet, knüpft sich an *jug*

1) So setzt Ascoli (S. 20) um das Determinativ *p* zu erklären ein Pronomen *pa* voraus, das im Gebiet der indogermanischen Sprachen nirgends vorkommt. Denn skt. *pa-ra-s* (der andere), das er anführt, wird man auch wohl anders erklären können. Jenes *pa* soll sogar gelegentlich auch in *bha* umspringen um so accessorisches *bh* zu erklären.

mehr die Bedeutung absichtlicher Verbindung, Knüpfung, besonders auch des Anschirrens der Rosse an den Wagen, an *judh* ausschliesslich die der feindlichen Verbindung, des Zusammentreffens. Aber wie ganz anders wirken die wortbildenden Suffixe: *jug-a-m* das verbindende Joch, *jôk-tar* der verbindende, *jôk-ti* die Verbindung! Die primäre Wurzel *tar* (*tar-ala-s* zuckend, zitternd) oder *tra* mit dem Grundbegriff der Bewegung glaubte ich Grundz. [2] 201, 203 in den Weiterbildungen *tra-s* und *tra-m*, *tra-k* (lat. *torqu-eo* = τρέπ-ω), *tra-p* (lat. *trep-idu-s*), die von *tra* nur durch Vocalschwächung verschiedenen *tri* und *tru* in *trup* (gr. τρύπ-ανο-ν), *trib* (gr. τρίβω) wieder zu erkennen. Jede dieser Weiterbildungen hat sich zu eigenthümlichem Gebrauch identificirt. Wo finden wir im Gebiete unverkennbar denominativer Verba etwas ähnliches? *jactare*, *mutare*, ναιετᾶν, φορεῖν entfernen sich nur unbedeutend von der Gebrauchsweise ihrer Primitiva *jacere*, *movere*, ναίειν, φέρειν. Eher bietet die Bedeutungsdifferenz, welche in jüngeren Perioden des Sprachlebens durch den Vortritt von Präpositionen bewirkt wird, Vergleichungspunkte. Die Stammbildung der Verba ist überhaupt augenscheinlich viel früher geschlossen und darum einer unübersehlichen Weiterbildung entzogen als die der Nomina, bei denen der Trieb nach individueller Ausprägung bis tief in die Periode des Sonderlebens der Sprachen hinein lebendig blieb, und so die Möglichkeit gewährte, für die unübersehbare Menge der Dinge, die bei fortschreitender Cultur der Bezeichnung harrten, verschiedene Namen zu gewinnen. Wir werden nicht irren, wenn wir vermuthen, dass dieser länger dauernde Trieb auch später erwacht ist. In den Determinativen dagegen haben wir allen Grund sehr alte Anfügungen an die Wurzeln zu erkennen, die eben deshalb auf das festeste mit ihnen verwachsen sind und in Bezug auf die Behandlung bei der Flexion nicht die geringste Verschiedenheit zwischen den erweiterten und den primären Wurzeln wahrnehmen lassen. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, dass, nachdem einmal eine Reihe von Typen sich festgesetzt hatte, nach ihrer Analogie sich andere bildeten. Aber die Typen selbst gehen jedenfalls in eine frühe Zeit zurück.

Die Frage nach dem Ursprung der Determinative glaube ich auch jetzt noch unbeantwortet lassen zu müssen. Wenn, was aus vielen Gründen wenigstens für mehrere dieser Zusätze das wahrscheinlichste ist, Verbalwurzeln in ihnen stecken, so haben wir hier das Beispiel einer Zusammensetzung, die von der vorhin abgelehnten flectirter Verbalformen

mit Verbalstämmen sehr verschieden ist. Die Wurzeln selbst sind weder Nomina noch Verba, gesetzt also *ju-dh* wäre ein altes *ju-dha* binden thun [1]), so hätten wir hier keineswegs eine mit einer undenkbaren Bildung wie *ὀνοματιθημι* zu vergleichendes, sondern eher ein an *ὀνοματοθέτης* erinnerndes Compositum. Denn gerade das was die Composition mit entwickelten Verbalformen hinderte, Vielsylbigkeit und Verschiedenheit der nach Bedürfniss wechselnden Formen, war hier nicht vorhanden. Ebenso, wenn in den Determinativen Pronominalstämme stecken sollten, würde ihre Verwendung eine ganz andere sein als in den durch Suffixe charakterisirten Nominalformen. Gesetzt das *k*, um das die W. *tark*, *trak* länger ist als W. *tar*, *tra* wäre dasselbe, das den Stamm *λιθακ* von *λιθο* unterscheidet, so würde doch die Anwendung eine ganz verschiedene sein. Im Nomen weist das *k* auf einen einzelnen Gegenstand hin, den es aus andern hervorhebt, im Verbalstamm wird die gesammte in ihm liegende Vorstellung wesentlich modificirt. Der Unterschied ist kaum geringer als der zwischen dem Suffix *as*, wenn es, wortbildend angewendet, aus Verbalwurzeln Nomina abstracter Bedeutung ausprägt, und demselben Suffix *as*, wenn es den Nominativ Pluralis oder den Genitiv Singularis eines Nominalstammes ausdrückt. Also selbst für den Fall, dass das *k* in beiden Fällen auf dieselbe Quelle zurückginge, wären doch beide Verwendungen nicht auf eine und dieselbe Analogie zurückzuführen, gehörten sie muthmasslich durchaus verschiedenen Zeiten der Sprachgeschichte, verschiedenen Trieben des Sprachinstincts an.

Principiell scheint es mir sehr wohl denkbar, dass ein Theil dieser Zusätze aus Verbalwurzeln, ein anderer aus Pronominalstämmen hervorging, bei jenem Nasal, um den *gan* stärker ist als *ga*, ist selbst ein rein phonetischer Ursprung nicht unbedingt abzulehnen. Der Name Determinativ bietet wenigstens den Vortheil, diese Zusätze bestimmt von andern zu unterscheiden.

Mit Hülfe der durch Determinative erweiterten Wurzeln muss es nun schon möglich gewesen sein eine viel grössere Zahl von Begriffen

---

1) Möglicherweise beruht die Anwendung der W. *dha* in einzelnen Tempusstämmen, z. B. in griechischen Formen wie *πλή-θω*, *ἤγερ-έ-θοντο*, und namentlich im Passivaorist und ebenso die Bildung des deutschen schwachen Präteritums auf einer viel jüngeren Verschmelzung dieser Wurzel mit anderen als die ist, von der wir hier handeln.

zu bezeichnen. Vielleicht hat hier auch schon die Zweisylbigkeit der Wörter begonnen, so dass jetzt *ju-dha*, *tar-ka* neben *ju*, *tar* üblich wurden. Setzen wir eine längere Dauer dieses flexionslosen Zustandes voraus, so würde man auch begreifen, dass der in dieser Periode schutzlose Endvocal abfallen und nur der Consonant allein als Zusatz übrig bleiben konnte.

3. Primäre Verbalperiode.

Als den ersten Schritt zur eigentlichen Formenbildung dürfen wir die Bildung primärer Verbalformen betrachten[1]). Das Wesen des Verbums liegt in der Aussage. Diese kommt dadurch zu Stande, dass an Wurzeln von nennender Kraft die Personalpronomina als Zeichen des Subjects unzertrennlich angefügt werden, z. B. *dâ-ma* Geben ich, *dâ-ta* Geben der. Die Verbindung beider Elemente ist hier also eine prädicative. Es entsteht auf diese Weise ein kleiner Satz, das Urbild aller reicher bekleideten Sätze, deren spätere allmählich sich vermannichfaltigende Entstehung verglichen mit der Schöpfung dieses Ursatzes ein verhältnissmässig leichtes Ding war. Schleicher hat in seiner Abhandlung ‚Ueber Nomen und Verbum in seiner lautlichen Form' (Abhdll. der philol.-histor. Cl. IV. S. 501 ff.) gezeigt, wie wenig es allen andern Sprachen ausser den indogermanischen gelingt, beide Kategorien scharf und mit völliger Sicherheit von einander zu unterscheiden. Das eigenthümliche des indogermanischen Verbalbaues beruht gerade auf der präcisen Auffassung des prädicativen Verhältnisses. Formlose Sprachen pflegen vielfach durch feste Wortstellung die Beziehungen der Wörter unter einander zu bezeichnen. So dürfen wir vermuthen, dass der prädicativen Anfügung eine Zeit vorausging, da der Pronominalstamm, sobald er als Subject fungirte, seine feste Stellung hinter der Verbalwurzel hatte. Die entscheidende That war aber doch die feste Verbindung beider. Es ist wahrscheinlich, dass diese gleich beim Beginne der Formenschöpfung gelang, und mit solcher Klarheit in das Sprachbewusstsein eintrat, dass eine Vermischung mit andern Anfügungen fortan zu den Unmöglichkeiten gehörte. Die vorausgesetzte Grundform der 3. Sing. *dâ-ta* enthält ganz dieselben Elemente wie der Stamm des Verbal-

1) Ebenso urtheilt Steinthal Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues S. 285.

adjectivs *dâ-ta*, aus dem der Nominativ *dâ-ta-s* = *δο-τό-ς*, *da-tu-s* hervorging. Eine gleichzeitige Entstehung beider Formen ist kaum möglich. Sie beruhen auf einem ganz verschiedenen Zuge der Sprachbildung. In der letztern Form ist *ta* attributiv dem *dâ* hinzugefügt: Geben da, d. i. die Gabe, das gegebene da. Keine Spur führt darauf hin, dass je eine Zeit existirte, wo *dâ-ta* gleichzeitig er gibt und gegeben bedeutete. Nehmen wir aber an, dass in einer sehr frühen Sprachperiode die Suffigirung ausschliesslich im prädicativen Sinne statt fand, dass aus den so entstandenen immer noch ziemlich ungefügen Gebilden durch Kürzungen und Erweichungen der Endungen einerseits und andrerseits durch Kräftigungen der Wurzel gefügigere Formen sich gebildet hatten, so wird es leicht begreiflich, dass, nachdem das aus *dâ-ta* entstandene *dâ-ti* oder das aus dem reduplicirten Stamm hervorgegangene *dadâ-ti* gar nicht mehr in seiner Entstehung empfunden wurde, in einer späteren, aber immer noch entschieden schöpferischen Periode die Wurzel, wie wir sehen werden, als Nomen gefasst, auf's neue sich mit demselben Element verbinden konnte, nur eben in durchaus anderm Sinne.

Für die Priorität der ältesten Verbalformen vor den gegliederten Nominalformen sprechen in der That die mannichfaltigsten Gründe. Ich möchte namentlich folgende hervorheben:

1) Die primären Verbalformen, von denen zunächst nur die activen entstanden sein werden, sind wenig zahlreich. Da die Dualformen wahrscheinlich erst aus den Pluralformen entstanden sind, handelt es sich nur um sechs Formen, von denen wieder je drei sich zu einem Numerus zusammenordnen. Die Pluralformen enthalten ganz deutlich dieselben, nur zu zweien verbundenen Elemente wie die singularischen. Eine völlig neue Schöpfung also war nur für diese drei nöthig. Ja im Grunde gilt auch hier das Wort *πλέον ἥμισυ παντός*. Sobald einer der drei Pronominalstämme mit einer Wurzel durch die Kraft des Wortaccents zu einer Einheit verbunden war, war im Grunde der Typus geschaffen, der in den übrigen Formen sich nur erneuerte. Die Durchsichtigkeit und bestimmte Bedeutung dieser Formen macht ihren frühen Ursprung besonders begreiflich.

Gegenüber dieser Einfachheit und Sicherheit hat das, was wir im Unterschied von der Flexion Wortbildung nennen, den Charakter bunter Mannichfaltigkeit. Schon den alten Grammatikern entging dieser Unter-

schied nicht. Die Flexion erschien ihnen als eine declinatio naturalis, die Wortbildung als voluntaria, in jener herrsche constantia, in dieser inconstantia (Varro de ling. lat. IX, 34). Die Sprachen unsers Stammes würden nicht viel an ihrem Charakter einbüssen, wenn es statt der fast unübersehbaren Masse wortbildender Suffixe nur einige wenige gäbe. Aber ohne Verbalflexion wären sie nicht entfernt das, was sie sind. Die reiche Wortbildung ist ein anmuthiger und zu feinstem Gebrauch verwendeter Luxus der Sprache, die Verbalflexion die erste Bedingung ihres eigenthümlichen Lebens. Luxusartikel pflegen aber später zu entstehen als die Befriedigung des dringendsten Hausbedarfes.

2) Wäre die mannichfaltige Ausprägung der Nomina älter als die primären Verbalformen, wären diese letzteren, wie man behauptet hat, schon denominativ, so müsste man in ihnen überall deutliche Spuren von Nominalformen erwarten. Gibt es doch eine Schicht von deutlich denominativen Verben, die unverkennbar mit Nominalstämmen zusammengesetzt sind, und andere Verbalformen, in denen wir weiter unten ebenfalls Nominalthemen erkennen werden. Von beiden aber unterscheiden sich auf das schärfste andere, die nichts der Art an der Stirn tragen. Wir bedürften der schlagendsten Beweise, um in so einfachen und klaren Gebilden wie *ai-mi* = gr. *εἶμι*, *i-mas* = gr. *ἴ-μες* schon starke Verstümmelungen der Stammsylbe anzunehmen. Solche Formen tragen durchaus das Gepräge hoher Alterthümlichkeit.

3) Die primären Verbalformen haften von allen Formen in den Sprachen unsers Stammes am festesten. Eben darum bildeten sie den Ausgangspunkt für die Entdeckung der Sprachgemeinschaft in Bopp's Conjugationssystem. Bei der Casusbildung finden wir doch schon eine gewisse Mannichfaltigkeit, das heisst hie und da verschiedene Versuche dasselbe Verhältniss auszudrücken, z. B. beim Genitiv Singularis, beim Instrumentalis. In den Personalendungen sind die Spuren ähnlichen Schwankens äusserst gering. Mit völliger Sicherheit wird ein bestimmtes Mittel und nur dies für einen Zweck verwendet, dem es durchaus entspricht. Jene sechs ältesten Personalendungen sind recht eigentlich ein character indelebilis aller indogermanischen Sprachen. Auch dies wird am verständlichsten, wenn wir ihre Schöpfung als die erste That der specifisch indogermanischen Sprachbildnerei betrachten.

4) Eine mannichfaltige Nominalbildung vor der primären Verbalbildung ist nicht wahrscheinlich, ganz undenkbar aber ist in so früher

Zeit die Casusbildung[1]). Das Bedürfniss nach Casus konnte erst im Satze entspringen, und ohne Verbum gibt es keinen Satz im eigentlichen Sinne, sondern nur Wortconglomerate oder Wortgruppen. Ueberdies setzen die Casus ausgeprägte Nominalstämme voraus, deren Vorhandensein vor den hier in Betracht kommenden Verbalformen uns unwahrscheinlich dünkte. In einem Punkte trifft das Verbum finitum mit der Casusbildung zusammen, nämlich im Numerus, der im Verbum wie im Nomen Bezeichnung fordert. Aber völlig verschieden ist die Bezeichnung der Numeri auf beiden Gebieten. Hätte es vor der Ausprägung der Endungen *-masi*, *-tvasi*, *-(a)nti* ein Pluralsuffix gegeben, so müssten wir dies gleichmässig hier und im Nomen erwarten. Denn was die Sprache einmal gelernt hat vergisst sie nicht. Wie wenig aber etwa in dem *i* ein solches zu finden ist, zeigt der Singular *-mi*, *-si*, *-ti*. Das wir, ihr, sie im Verbum ist von dem im selbständigen Pronomen total verschieden. Der Nominativ Pluralis mit seinem *s* oder *as* hat sich offenbar ganz selbständig und, wie wir voraussetzen dürfen, zu einer Zeit gebildet, da die Personalendungen längst als solche bestanden. Auch die Medialendungen, in denen ich jetzt mit Bopp und Schleicher doppelte in verschiedener Beziehung zur Handlung stehende Pronominalstämme erkenne, z. B. *dâ-ta-i* = *dâ-ta-ti*, können nur zu einer Zeit entstanden sein, da es noch keine Casus gab. Sonst würde das im Sinne von sich zu nehmende eine *ta* ein Casuszeichen an sich tragen.

Auf die Entstehung der einzelnen Formen einzugehn ist hier nicht unsre Aufgabe. In chronologischer Beziehung können wir aber deutlich innerhalb dieser Periode verschiedene Unterabtheilungen erkennen. Zunächst lautlich. Pluralendungen wie *ma-si* d. i. *ma-tvi*, *tha-si* d. i. *tva-tvi*, Medialendungen wie *ma-i* d. i. *ma-mi*, *ta-i* d. i. *ta-ti*, enthalten die Suffixe *-ma*, *-tva*, *-ta* mit unverdünntem Vocal. Die Schwächung zu *i* also ist ein jüngerer Vorgang. Dann aber ist es augenscheinlich, dass das Medium erst nach dem Activ entstanden, das es überall voraussetzt und dem es sich eng anschliesst. In der zweiten Person Sing. des Mediums, deren Endung *-sai* wir mit Schleicher wohl auf *tva-tvi* zurückführen dürfen, steckt dasselbe Pronomen zweimal so gut wie im Pluralsuffix

1) Auch Misteli kommt in seinem viel beachtenswerthes enthaltenden Aufsatz über Medialendungen in Kuhn's Zeitschr. XV, 296 zu dem Ergebniss, dass uns nichts berechtigt die Flexion der Substantiva früher vollendet zu denken als die des Verbums.

tha-s d. i. *tva-tvi*. Im Plural ist die Verbindung copulativ: du und du, im Medium ist sie constructiv geworden: du dich oder du dir. Doppelsetzung des Pronomens begegnet uns dann wieder in der dritten Person des Imperativs, dort mit einer Dehnung verbunden, die zur intensiven Wirkung gut passt: *dâ-tâ-t(a)* = *δό-τω-(τ)*. Diese verschiedene Zusammensetzung derselben Elemente gehört wahrscheinlich verschiedenen Zeiten innerhalb dieser Periode an.

Nachdem in solchen Formen gleichsam der Rahmen der primären Verben geschaffen und durch die Abwechslung einer Reihe im Stamme gleicher, in der Endung verschiedener Formen das Bewusstsein der Flexion erwacht war, trat nun, so dürfen wir muthmassen, eine mehrfache Umwandlung des geschaffenen ein. Es galt zwischen Stamm und Endung durch wechselseitige Anbequemung ein festes Verhältniss und damit jene Beweglichkeit der Formen zu begründen, welche ein unterscheidendes Merkmal der wahren Flexion ist. Als Mittel dienten die Kräftigung des Stammes und die Abschwächung der Endungen. Die Kräftigung des Stammes war aber nicht unabhängig von der Stärke der Endungen, sie trat nur vor den leichteren Endungen des Singulars ein. Man sieht, dass es der Sprache hier im Unterschied von späteren Erscheinungen auf ein gewisses Gleichgewicht ankam, nicht auf durchgreifende Hervorhebung des Stammes. Daher 1 S. *ai-ma* (später *ai-mi*) aber 1 Pl. *i-ma-tva* (später *i-ma-si*, *imas*), 3 S. *ai-ta* (später *ai-ti*), 3 Pl. *i-an-ta* (später *i-an-ti*). Dieser Quantitätswechsel haftet von nun an trotz aller weiteren Abschwächungen und Erleichterungen fest an den meisten Formen dieser primitiven Bildung, z. B. im griechischen *φη-μί*, *φᾰ-μέν*.

Auch die Schwächung der Endvocale dient der Gefügigkeit des Wortes, man kann sie durchaus nicht auf éine Linie stellen mit den viel stärkeren Entstellungen späterer Perioden. Der Stamm ist um so mehr Stamm, je weniger er der Endung gleicht, die Endung erfüllt ihren Zweck um so besser, je weniger schwer sie ist, je geschmeidiger sie sich dem Stamme in einer nicht allzu schwerfälligen Form anschliesst. Bei der Bildung der Medialendungen ist allerdings schon eine erhebliche lautliche Umgestaltung unverkennbar, aber auch diese diente dem Zwecke gefügigere Wortgebilde zu schaffen. Uebrigens ist hier über manches einzelne das letzte Wort wohl noch nicht gesprochen.

Neben den beweglichen, das heisst nur einen Theil der Formen

durchdringenden Verstärkungen des Stammes, scheint aber doch auch schon eine feste, das heisst alle Formen durchdringende, in dieser Periode vorhanden gewesen zu sein: die Reduplication. Dieses kindlichste Mittel zur Hervorhebung eines Wortes oder einer Sylbe dürfen wir nach dem, was Pott in seiner ‚Doppelung' über sein Vorkommen in den verschiedensten Sprachen gezeigt hat, in frühen Sprachperioden am ehesten erwarten.

Da die Reduplication mit dem specifischen Wesen der Flexion eigentlich nichts zu thun hat, so konnte sie sich schon in einer der beiden vorhergehenden Perioden einfinden. War aber neben *da* ein *dada*, neben *sta* ein *stasta* vorhanden, so lag es sehr nahe, auch diesen verdoppelten Stamm in derselben Weise wie den einsylbigen mit den Personalendungen zu versehen. So entstand *da-dâ-ma* neben *dâ-ma*, *da-da-ma-tva* neben *da-ma-tva*, und so durch die übrigen Personen. Natürlich soll nicht behauptet werden, dass von jeder Wurzel diese Doppelformen gebildet wurden. Es hing gewiss von der Bedeutung der einzelnen Wurzel ab, ob sie vorzugsweise, oder vielleicht ausschliesslich, oder gar nicht verdoppelt ward. Aber sobald einmal der Trieb erwacht war, auch die reduplicirte Wurzel zu flectiren, mussten wenigstens vielfach beide Formen, die einfache und die reduplicirte, neben einander in Gebrauch kommen. Denn hier tritt uns ein Zug des Sprachlebens entgegen, der für das Verständniss des Sprachbaues von höchster Wichtigkeit ist. Es ist das echt conservative Streben, neben den jüngeren Bildungen die älteren zu bewahren. Die Sprache gibt selten etwas, was sie einmal gehabt hat, völlig auf; wie das neue immer an das alte anknüpft, so kommt auch das alte nicht leicht, so zu sagen, ganz aus der Mode. Es hält sich irgendwie, bisweilen freilich nur in einem verborgenen Winkel. Das Aufspüren alter Bildungen zwischen jüngeren wird daher immer eine Hauptaufgabe des Sprachforschers sein. Dieser sich überall geltend machenden Eigenthümlichkeit verdankt die Sprache den Reichthum der Formen, das Anhäufen der verschiedenen Schichten übereinander. Die Mannichfaltigkeit der Formen reizt nun aber überall zur Unterscheidung, fordert einen andern Trieb der Sprache, den nach Differenzirung heraus. In jenem *dadâ-ma* neben *dâ-ma* haben wir das erste Beispiel jenes Unterschiedes zwischen dem stärkeren und schwächeren Stamme, der schon nicht bedeutungslos blieb. Keine Frage, dass der reduplicirte Stamm schon von Anfang an die Handlung mehr hervorheben sollte, dass ihm gegenüber

die Formen aus dem unverstärkten Stamme der schlichteren Aussage dienten. Aber freilich kann in dieser Periode der Unterschied zwischen *da-dâ-ma* und *dâ-ma* oder *dadâ-mi* und *dâ-mi* erst ein sehr unbestimmter gewesen sein. Wir kamen schon oben S. 193 auf die sehr verschiedenartige Verwendung der reduplicirten Formen zu sprechen und sahen, wie erst durch das Hinzutreten anderer im Laufe der Zeit sich bildender Unterscheidungsmittel die besondere Stellung der einzelnen reduplicirten Form zu andern sich präcisirte und befestigte.

Höchst wahrscheinlich gehört aber in diese Periode auch schon die Entstehung des Augments. Das Augment zeigt sich vor den verschiedensten, darunter auch vor den primären Verbalformen *a-dâ-m*, *a-dadâ-m*. Ich sehe keinen Grund, warum es nicht schon in dieser Periode entstanden sein sollte. Ein in die Ferne weisender Pronominalstamm ist, wie ich mit den meisten Mitforschern annehme, die Quelle des Augments. Vielleicht hatte sich dieser Pronominalstamm *a* schon früher als Partikel der Vergangenheit fixirt, wie wir ja dergleichen Partikeln in solchen Sprachen antreffen, die eine eigentliche Flexion nicht erzeugt haben, und der Usus hatte sich schon vor der Verbindung dieses *a* mit der Verbalform dahin entschieden, im Unterschied von den das Subject bezeichnenden Pronominalstämmen diesen zu so ganz anderm Zwecke dienenden der Wurzel voraus zuschicken. Der entscheidende Schritt war die Zusammenfassung dieses *a* mit den folgenden Sylben unter einen Hauptton. Sind diese Combinationen richtig, so dürfen wir freilich nicht mit Schleicher Comp. 752 das Augment für eine Casusform des Pronominalstammes *a* halten. Denn Casusformen sind dieser wie den folgenden Perioden noch völlig fremd. Ich sehe aber auch in dem Laute des Augments keinen zwingenden Grund zu solcher Annahme. So wenig die Endungen *ma tva ta*, so wenig zeigt das Augment *a* irgend etwas von einer Casusbildung. Nur das wird durch die von Schleicher angeführten Thatsachen wahrscheinlich, dass das *a* ursprünglich lang war. Aber warum sollte nicht das Bestreben nach Hervorhebung ebenso gut bei Pronominalstämmen wie in Verbalwurzeln sich in der Dehnung des Vocals geltend gemacht haben? Solche kleine bedeutungsvolle Wandlungen dürfen wir nach dem, was wir von W. v. Humboldt, Steinthal und andern über das Gebahren formloser Sprachen wissen, diesen frühesten Perioden gewiss am ehesten zutrauen.

Der Hauptgrund für unsre Datirung des Augments liegt darin, dass

eine andere, augenscheinlich sehr alte Erscheinung, nämlich die völlige Abwerfung des Endvocals der Personalendungen sich am leichtesten aus der Wirkung des Augments erklärt. *a-dâ-m a-dadâ-m* setzt wohl ein schon aus *a-dâ-ma a-dadâ-ma* geschwächtes *a-dâ-mi a-dadâ-mi* voraus. Sehr begreiflich, dass die Vermehrung des Anlauts um eine Sylbe eine noch stärkere Verkürzung des Auslauts hervorbrachte. Es kann unmöglich Zufall sein, dass die sogenannten secundären Endungen im Präteritum ihren eigentlichen und festesten Sitz haben. Die secundären Formen müssen aber, wie die gleichmässige Durchführung im Activ und Medium beweist, schon recht früh den primären zur Seite gestanden haben. Möglich bleibt es, dass auch die Betonung auf diese Kürzung des Wortendes eingewirkt hat. Das Augment zieht im Sanskrit den Hochton an sich, auch im Griechischen, so weit es dort das beschränkende Dreisylbengesetz gestattet. Mit solcher Sicherheit freilich, wie Benfey überall von den Accenten des Sanskrit auf die Betonung vor der Sprachtrennung und vollends auf die der ältesten Sprachgestaltung zurückschliesst, werden wir kaum über die Betonung urtheilen dürfen.

Nach dieser Auffassung würde also diese Periode für das Verbum doch schon eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Formen hervorgebracht haben, nämlich

1) ein doppeltes, d. i.
   a) unverstärktes,
   b) verstärktes Präsens;
2) beide Formen ausser im Activ auch im Medium;
3) Präterita von beiden Formen im Activ und Medium.

Ob das Perfect sich schon damals als besonderes Tempus ausgesondert hatte, ist mir zweifelhaft, gewiss aber fehlte noch jede Bezeichnung des Modus.

Neben dieser schon ziemlich reichen Gestaltung des Verbums haben wir uns in dieser Periode das Nomen vermuthlich ganz unentwickelt zu denken. Selbst in späteren Perioden der Sprachgeschichte gibt es vermöge des die Sprache durchdringenden Erhaltungstriebes eine Anzahl von Nominalstämmen, welche, der Wurzel entweder völlig gleich oder von ihr nur durch die Quantität der Vocale verschieden, uns zeigen können, dass zur Ausprägung eines Nomens ein besonderes Suffix, wenn auch in späterer Zeit sehr beliebt, doch nach der ursprünglichen Anlage unsrer Sprachen keineswegs nothwendig ist. Eine nicht ganz geringe

Anzahl von Nominibus dieser Art liegt uns im Sanskrit, Eranischen, Griechischen und Lateinischen vor (Schleicher Comp. 374). Dergleichen, wie man behauptet hat, für verstümmelt zu halten, sehe ich keinen Grund. Dadurch, dass solchen kurzen Nominalstämmen vielfach andere von wenig oder gar nicht verschiedener Bedeutung zur Seite stehen, die sich eines Suffixes bedienen, folgt wahrlich nicht, dass die letzteren die Quelle der ersteren sind. Es scheint mir vielmehr unverständig zu sein, Formen der einfachsten Art, in denen jeder bei unbefangener Betrachtung etwas besonders alterthümliches erkennen wird, ohne zwingende Beweise der Verstümmelung zu verdächtigen. Solche primitive Nominalstämme haben wir uns ganz ausserhalb der später entwickelten Kategorien der nomina actoris, agentis u. s. w. zu denken. *Viç* (d. i. *vik*) bedeutet in den Veden eintretender, Ansiedler, Mensch, das nur quantitativ davon verschiedene zendische *vîç* Eintritt, daher Haus, Familie. Die Bedeutung solcher alterthümlichen Nomina hielt, so scheint es, die Mitte zwischen einem Infinitiv und Particip, etwa wie die englischen Formen auf *-ing* beides sind. Auch von einem Geschlechtsunterschied, der bei solchen Nominalstämmen in keiner Weise bezeichnet werden konnte, kann hier gar nicht die Rede sein. Wenn ich nun annehme, dass diese wurzelartigen Nomina längere Zeit die einzigen waren, so bestimmen mich dazu namentlich folgende Erwägungen.

Wir besprachen schon oben S. 212 die Thatsache, dass dieselben Pronominalstämme einerseits zur Bildung der dritten Person im Verbum, andrerseits zur Ausprägung von Nominalstämmen verwandt werden, und entwickelten die Gründe, warum, da beides unmöglich gleichzeitig geschehen konnte ohne die Deutlichkeit zu gefährden, die erste Anwendung für älter als die zweite zu halten sei. Bei schärferer Betrachtung ergibt sich nun aber in Bezug auf die Nominalsuffixe ein weiteres. Fragen wir, was eigentlich die Bedeutung eines wortbildenden Suffixes ist, so kann darauf kaum eine andre Antwort gegeben werden, als die Hinweisung. Diese Suffixe sind ja sämmtlich, etwa mit Ausnahme der wenigen, die in späteren Sprachperioden aus Verbalwurzeln hervorgegangen sein mögen, Pronomina, denen keine andre, als jene deiktische Kraft innewohnt. Dadurch, dass man auf etwas hinzeigt, wird dies Ding durchaus nicht verändert. Mithin kann man im strengsten Sinne gar nicht sagen, dass die wortbildenden Suffixe die Kraft haben aus der Wurzel ein Nomen auszuprägen. Die Wurzel hatte vielmehr schon

an sich auch nominale Function, und diese wird durch das angehängte Pronomen nur gleichsam herausgekehrt. *Bhár* musste schon Nomen sein, ehe das Pronomen *a*, *dá* ehe *ta*, *gná* ehe *man* in den Stämmen *bhár-a* (Last, W. *bhar* tragen), *da-ta* (gegebenes), *gná-man* (Erkennung, Name) hinzutrat. Das angefügte Pronomen gleicht gewissermassen einem Artikel. So gut wie dieser das Substantiv nicht etwa schafft, sondern voraussetzt, setzt das pronominale Suffix das Nomen voraus. In die Sprache der alten Grammatiker übersetzt heisst das ungefähr so viel, wie: die ganze primäre Wortbildung beruht nicht auf Paragoge, sondern auf Paraschematismus (vgl. Lobeck Proleg. Pathol. p. 5), denn Paraschematismus ist ‚ea vocabulorum declinatio, qua intellectus non mutatur'. Verhält sich dies aber so, so muss aller reicheren Ausprägung der Nominalstämme eine Zeit vorausgegangen sein, wo die Kategorie des Nomens im Unterschied vom Verbum sich schon im Sprachbewusstsein festgesetzt hatte, ohne die Hülfe jener artikelartig deutenden Elemente. Suffixlose Nomina sind, meine ich, eine nothwendige Vorstufe der mit Suffixen versehenen. Es scheint, dass das Nomen zuerst rein negativ, das heisst dadurch bezeichnet ward, dass der Wurzel nicht, wie im Verbum, Pronomina hinzugefügt wurden, ja dass der Unterschied zwischen Nomen und Verbum dem Sprachbewusstsein durch diesen Gegensatz überhaupt erst aufging. Die Wurzel war an sich weder nominal, noch verbal. Dann folgte eine Zeit, wo sie in Verbindung mit Pronominibus stets verbal, in nacktem Zustande nominal war, später erst durch einen neuen Trieb des Sprachgeistes entstand eine neue Vermählung der jetzt zum Nomen gewordenen Wurzel mit deutenden, individualisirenden Suffixen. Auch ein lautlicher Umstand kommt unsrer Chronologie zu Statten. Ein grosser Theil der einfachsten wortbildenden Suffixe ist uns allem Anschein nach im Sanskrit in ganz ungeschwächter Form erhalten, z. B. die Suffixe *a an na ma ta as ra*, während keine einzige Personalendung ungeschwächt geblieben ist. Nun pflegt das älteste Sprachgut auch am meisten abgeschliffen zu sein, und der Schluss ist erlaubt, dass die minder abgeschliffenen Formen der Suffixe jünger sind als die stärker entstellten der Personalendungen.

4. Periode der Themenbildung.

Der Zustand der Sprache, welchen wir für die vorige Periode vermutheten, liess eine gewisse Ungleichheit bestehen zwischen dem Verbum und dem Nomen. Jenes durch mannichfaltige Endungen zu vielsylbigen Wörtern gegliedert, dies einsylbig und weiterer Modification unfähig. Ein solcher Zustand konnte kaum lange bestehn. Durchdringt selbst das Lautsystem der Sprache ein Streben nach wechselseitigem Ausgleich, nach Gleichgewicht (Grundz. d. Etym.[2] 378), wie viel mehr das Formensystem. Wir glaubten bestimmt behaupten zu dürfen, dass die Suffigirung in attributivem Sinne jünger sei als die prädicative. Ob aber nicht mit der weiteren Verzweigung der Verbalformen, z. B. mit der Ausbildung des Mediums, gleichzeitig schon Ansätze zu der zweiten Weise gemacht wurden, ist nicht zu entscheiden. Die Sprache wird auch hier mit dem einfachsten, mit der Anfügung von blossen Vocalen: *a i u*, die ja sämmtlich als Pronominalstämme vorliegen, begonnen haben und von da aus weiter vorgeschritten sein zur Suffigirung von Sylben wie *an*, *as*[1]), *ta*, *ma*. Da nichts in der Sprache völlig bedeutungslos ist, so hatten natürlich auch diese Pronominalstämme jeder etwas eigenthümliches, dienten zu einer besonderen Art von Hinweisung. Es handelte sich um so feine Unterschiede, wie wir sie etwa zwischen unserm e r und d e r, zwischen d i e s und d a s empfinden. Hatte, wie wir S. 220 sahen, diese attributive Suffigirung im allgemeinen die Wirkung, die nominale Bedeutung des Stammes hervorzukehren, so wurden durch die Anwendung verschiedener Suffixe sofort Unterscheidungen möglich, aber Unterscheidungen von sehr individueller Art. Denn an eine Unterscheidung solcher Kategorien, wie sie sich in späteren Perioden ausbildete, ist, wie wir sahen, für die Entstehungszeit der primären Themenbildung gar nicht zu denken. Dasselbe *a(o)*, das in skt. *ag-á-s* Treiber = *ἀγό-ς* die handelnde Person bezeichnet, dient in *bhár-a-s* Bürde = *φόρο-ς* Beitrag zur Kennzeichnung einer Sache, an der sich die Handlung vollzieht. Ja ein und dasselbe Wort hat beide Bedeutungen, *agá-s* heisst Treiber und Treiben, Zug (vgl. *ag-men* = skt. *ag-man*), *bhá-ras* so gut wie *φόρο-ς*

1) Sonne nimmt Ztschr. XII, 342 an, dass das Suffix *as* die W. *as* sein enthalte. Sollte diese Annahme richtig sein, was indess kaum für erwiesen gelten kann, so würde dies éine Suffix völlig aus der Analogie der übrigen primären Suffixe heraustreten.

bedeutet in Zusammensetzungen den Träger. Aus derselben W. *ag* wird im Sanskrit durch das Suffix *i*, im Griechischen durch *-ων* der Begriff des Wettlaufs, Wettkampfs entwickelt: *âǵ-i-s* = *ἀγ-ών*. Helfend traten dabei zwei Mittel hinzu, die schon aus der vorigen Periode stammende Lautsteigerung und der Accent. Durch beides wurde eine noch weit grössere Fülle verschiedener Formen möglich. Der Unterscheidungstrieb fand hier die reichste Nahrung, aber es wird schwerlich je gelingen, für die im einzelnen Falle getroffene Entscheidung einen besondern Grund zu errathen. Das Band, welches zwischen der Wortbedeutung und dem wortbildenden Suffix unzweifelhaft besteht, ist ein sehr geheimnissvolles. Wir können kaum umhin anzunehmen, dass die Nominalstämme schon in früher Zeit in einer üppigen Fülle hervorkeimten, die gegen die geschlossene Zahl und Einfachheit der Verbalflexionen in entschiedenstem Gegensatz steht. So gab es eine Menge von Synonymen, die sich erst bei fortgesetztem Gebrauche schärfer gegen einander abgränzten. Oft geschah dies sogar erst in der Zeit nach der Sprachtrennung, weshalb hier auch keineswegs eine so vollständige Uebereinstimmung zwischen den verwandten Sprachen stattfindet, wie bei der Flexion. In dieser Periode muss auch der Begriff des grammatischen Geschlechts dem Sprachgefühl aufgegangen sein, zunächst aber nur der zwischen Masculinis und Femininis. Bei Wörtern ohne Suffix ist ein Geschlechtsunterschied gar nicht auszudrücken. Aber bei den Vocalen *a i u* bildete sich nun der Unterschied heraus, das Femininum durch Dehnung zu charakterisiren, ein Trieb der aber nur bei *a* vollständig durchgedrungen ist, hier jedoch so, dass ihm dann alle auf *a* auslautenden Suffixe sich anschlossen, und der um dieselbe Zeit auch die meisten Pronominalstämme ergriffen haben muss. Auch in diesem Umstande liegt ein chronologisches Moment. Wäre der Trieb nach Geschlechtsunterscheidung schon erwacht gewesen, ehe die prädicative Suffigirung in den Verbalformen stattfand, so müssten wir in letzteren, wie im semitischen Verbum, Genusunterschiede erwarten. Zu einer Zeit da man zwischen *ta* er und *tâ* sie bereits unterschied, konnte daraus kaum das geschlechtlich indifferente *ta*, später *ti* hervorgehen. Der gänzliche Mangel an Geschlechtsunterscheidung im Verbum finitum dürfte neben der verschiedenen Bildung des Plurals (S. 214) eins der deutlichsten Anzeichen für die Priorität entwickelter Verbal- vor den Nominalformen sein. Nachdem die einfachen Pronominalstämme ihren Dienst als attributive Suffixe geleistet hatten, blieb noch das Mittel der

Zusammensetzung mehrerer, indem also statt eines der und er ein der da, er da, statt dies und das dies da, das da verwendet ward. So entstanden zweisylbige Suffixe wie *an-a*, *ma-na*, *ta-va*, *ta-ra*, auch diese durch Dehnungen, durch verschiedene Betonung und durch Geschlechtsunterscheidung variabel. Vielleicht dürfen wir schon für diese Periode eine neue Art von Vervielfältigung durch Verkürzung der früher geschaffenen zusammengesetzten Suffixe annehmen. Sahen wir schon in der vorhergehenden Periode besonders vielsylbige und an Wortkörper stark beschwerte Verbalendungen durch Schwächung und Abstumpfung sich erleichtern, so hat die gleiche Annahme für Nominalstämme nichts auffallendes. Zwei der häufigsten Nominalsuffixe, beide entschieden älter als die Sprachtrennung, die Suffixe *ant* und *tar*, finden nur so eine Erklärung aus Pronominalstämmen. *ant* dürfen wir auf älteres *an-ta* zurückführen, wobei dann das zweite Element sein *a* einbüsste, *tar* mit Schleicher (Comp. [2] 442) auf *ta-ra*. Ist diese Erklärung richtig, und sie wird sich wenigstens durch ihre Einfachheit empfehlen, so enthält sie wieder ein wichtiges chronologisches Element. Zu einer Zeit, da bereits die Casusformen existirten, wäre eine derartige Abwerfung der Schlussvocale kaum begreiflich. Die Casusendung bildet eine Schutzmauer gegen Entstellungen und Abschleifungen des Stammes. Im Nominativ liesse sich eine Verkürzung von *bharanta-s* in *bharant-s*, von *dâ-tara-s* in *dâtar-s* noch allenfalls nach der Analogie ähnlicher Umgestaltungen in späteren Sprachperioden verstehen. In den übrigen Casus aber ist zwischen einem *bharanta-sja* und *bharant-as* (Gen.); zwischen *dâtara-i* (Loc.) und *dâtar-i* wenig Gemeinschaft. Die Sache wird aber leicht verständlich, sobald wir eine Periode annehmen, in der zwar mannichfaltige Stammbildung aber noch keine Casusbildung statt fand. Die Stämme *bharanta dâtara* waren, so lange sie endungslos dastanden, ebenso der Schwächung ausgesetzt wie die Verbalformen *bhar-ta* oder *ba-bhar-ta*, *dâ-ta* oder *da-dâ-ta*, wie sich letztere zu *bhar-ti*, *bi-bhar-ti* und bei dem Vortritt des Augments zu *bhar-t*, *bi-bhar-t*, *dâ-t* verkürzten, so konnte damals, aber auch nur damals, den Nominalstämmen leicht das gleiche widerfahren. Die Einbusse, die sie am Schlusse erlitten, ist die Marke, an der wir die einstige Wortgränze in derselben Weise erkennen können, wie an den Rändern eines Gebirgssees der einstige Wasserstand auch längst nach dem Sinken der Gewässer deutliche Spuren hinterlassen hat. Dasselbe Princip wird sich dann auch auf andre Formen anwenden lassen, so auf

das blosse *t* in Formen wie skt. *-gí-t* gr. *ἀ-γνω-τ*, auf *-mant*, das in *ma-na-ta* zu zerlegen sein wird, auf *-k* in griechischen Wörtern wie *φύλαξ*, lateinischen wie *senex*. Kurz, es beantwortet sich uns auf diese Weise eine ganze Reihe von Fragen der Wortbildungslehre, auf die wir sonst die Antwort schuldig bleiben müssten.

Die auf solche Weise gebildeten Nominalstämme haben nun aber auch noch ihre Wichtigkeit für ein andres Gebiet, für das der Verbalbildung. Um begreifen zu können, wie Nominalstämme als Verbalstämme fungiren, also gewissermassen in das Gebiet der Wurzeln übergreifen können, müssen wir uns vergegenwärtigen, dass Nomina und Verba sich auf dieser Stufe der Sprachgeschichte noch keineswegs in der durchgreifenden Weise unterschieden, wie in der späteren Sprache. In dem uns durch Denkmäler überlieferten Sprachzustande ist das Nomen nicht bloss durch seine Form, sondern — mit Ausnahme der Participien und Infinitive, die wir Verbalnomina nennen können — auch durch seine Rection vom Verbum geschieden, das Nomen nimmt als ergänzender Casus den Genitiv, das Verbum meist den Accusativ zu sich [1]), das Nomen Substantivum wird durch Adjectiva näher bestimmt, das Verbum durch Adverbia, das Nomen wird durch eine Reihe von Casusformen durchgeführt, die von den Formen des Verbums absolut verschieden sind. Von allen diesen Unterschieden kann in dieser, der Casusbildung vorausgehenden Zeit, gar nicht die Rede sein. Die ältesten Nomina unterschieden sich, wie wir oben (S. 218) sahen, von den Verbalstämmen in keiner Weise. So musste sich das Gefühl ausbilden, dass das Nomen gewissermassen nur ein Verbalstamm ohne Subjectszeichen sei, und wird es begreiflich, dass nach Analogie jener ältesten Nomina wie *sad*, *bhar* nun auch andre jüngeren Gepräges, wie *sada*, *bhara*, mit specifischer Nominalbildung die prädicative Verbindung mit den Personalendungen eingingen und dadurch zu Verben wurden. So kamen zu den thematischen Nominalstämmen die thematischen Verbalformen.

Den Vocal, durch welchen eine Form wie *bhar-a-ti* sich von einer wie *bhar-ti*, durch welchen sich *ed-i-t* von *es-t* unterscheidet, habe ich früher im Anschluss an eine ältere Darstellungsweise als Bindevocal gefasst, hauptsächlich deshalb, weil alle damals vorliegenden andern Er-

1) Im Vedadialekt haben noch manche Substantiva nach Analogie des Verbums den Accusativ bei sich.

klärungen dieses Vocals mir verfehlt schienen und überhaupt für die Einfügung eines A-Lauts mitten in den Körper einer auch ohne ihn lebensfähigen Verbalform ein Erklärungsgrund unfindbar war. Bei wiederholter Erwägung des indogermanischen Formenbaues als eines ganzen sind für mich aber doch die Gründe, welche gegen die Auffassung jenes Vocals als rein lautliches, das Zusammentreffen von Consonanten hinderndes Einschiebsel sprechen, überwiegend geworden. Wesentliche Gründe sind folgende:

1) In andern Verbal- und in Nominalformen werden die Consonantengruppen, welche mit Beiseitesetzung der Bindevocale entstehen würden, keineswegs gemieden. Wenn *ἦγ-μαι*, *ἦξαι*, *ἧκται*, *ἀκτό-ς*, *ag-men*, *ac-tio* möglich war, warum nicht *ag-mi*, *ak-si*, *ak-ti*? Die Einschiebung eines Hülfsvocals, die sich für spätere Sprachperioden nicht ableugnen lässt, beruht im Grunde so gut wie die vielen Abschwächungnn und Ausstossungen, durch welche sich jüngere Gebilde von älteren unterscheiden, auf einer Schwächung der Articulationskraft. Wenn wir also für die Organisationsperiode alles was Schwächung heisst nur mit äusserster Vorsicht zulassen, so ist es von vorn herein nicht wahrscheinlich, dass sie einen Bindevocal kannte.

2) Der s. g. Bindevocal tritt namentlich dadurch ganz in die Analogie stammhafter Endvocale, dass er wie diese in der 1 S. gedehnt wird: *tudâ-mi*, *bôdhâ-mi* wie *φη-μί*, *ti-shthâ-mi* = *ἵ-στη-μι*, *âpnô-mi* vgl. *δείκνῡ-μι*.

3) Im Conjunctiv der bindevocalischen Flexion wird der Bindevocal verlängert und die Optativbildung nimmt ihn mit in sich auf: skt. *agá-ti* = *ἄγη-σι*, skt. *agét* = *ἄγοι(τ)*, er gehört also zu den in einem gewissen Bereich fest bleibenden Elementen, deren Vereinigung wir Stamm nennen. Das gleiche gilt vom griechischen Infinitiv: *ἀγ-έ-μεναι* im Unterschied von *ἔδ-μεναι* und Part. M. *ἀγ-ό-μενος*.

4) Dieser Vocal ist in einigen Fällen unverkennbar Stammauslaut, so namentlich in der 4ten oder I-Classe. Mögen wir hier für das specifische Bedürfniss der griechischen Grammatik, das allerdings für den in so ausgedehntem Masse zur Regel gewordenen Vocal einen Namen fordert, *ἰδ-ί-ο-μεν* abtheilen, das indische *svid-já-mas* zeigt, dass eigentlich nicht *i*, sondern *ja* an den Verbalstamm antrat, dass also hier auf jeden Fall das *o* nicht Bindevocal ist. Das gleiche gilt von Formen wie lat. *si-stimus*, das auf einer Linie mit *ἵ-στα-μες* (für *σί-στα-μες*) steht. Nicht

anders steht es mit dem *-sjâ-mi* = σίω, lat. *ero* des Futurums, wo auch der Vocal nach dem *j* oder *i*, wie wir sehen werden, ein integrirender Bestandtheil der Form ist.

5) Durchschlagend aber ist für mich ein letzter Grund. Der Bindevocal ist lautlich identisch mit dem Conjunctivvocal der bindevocallosen Conjugation.

Bhar-a-ti ist Conjunctiv zu *bhar-ti* und Indicativ zur 1 S. *bhar-â-mi*, *ĭ-o-μεν: ĭ-μεν* = *δεικνύ-ο-μεν: δείκ-νυ-μεν*. Daraus folgt allerdings noch nicht, dass beide Vocale ursprünglich eins sein müssen. Aber da sie lautlich eins sind, wird ihre ursprüngliche Identität in hohem Grade wahrscheinlich, sobald gezeigt wird, dass sie ursprünglich identisch sein können. Und das hoffe ich zeigen zu können.

Auf dies Thema komme ich später zurück. Zunächst werden wir diejenigen Verbalformen in's Auge zu fassen haben, welche wir als thematische glauben bezeichnen zu können. Betrachten wir mit Schleicher Comp.[2] 763 den A-laut, um den es sich handelt, als Endvocal des Stammes, so stellt sich lautlich die vollständigste Parallele heraus zwischen Verbalstämmen wie *bhara*, *tuda* einerseits, woraus die Präsensformen *bharâ-mi*, *tuda-ti*, und den gleichlautenden Nominalstämmen, woraus die Casusformen *bhara-s* (tragend in Zusammensetzungen), *tuda-m* (Acc. stossend, *tuda-s* auch EN.) hervorgehen, andrerseits aber zwischen den Formen mit verstärkter Stammsylbe wie *bódhâ-mi* ich weiss, d. i. *baudhâ-mi*, und Nominalformen wie *bódha-s* Wissen, *tóda-s* Stösser. Die Lautsteigerung ist für die betreffenden Verbalformen ebenso wenig unerlässlich, wie für die Nominalformen. Da nun alle gleichlautenden Formen zunächst das Präjudiz für sich haben ursprünglich gleich zu sein, so ist es doch auch hier der Mühe werth zu fragen, ob nicht ursprüngliche Identität anzunehmen sei. Diese Annahme ist nicht neu. Steinthal in seiner ‚Charakteristik' S. 291 hat sie ausgesprochen. Er erklärt sich das Eintreten von Nominalstämmen wie *bhara*, *tuda* statt der Wurzeln *bhar*, *tud* aus dem Bestreben die Dauer der Handlung entschiedner hervorzuheben. Im Unterschied von einem *bhar-ti*, *tud-ti* er trägt, er stösst, würde dann *bhara-ti*, *tuda-ti* Träger er, Stösser er, oder, mit andern Worten, er ist Träger, ist Stösser bedeuten. Man denke an Wendungen wie die ‚seid Thäter des Worts und nicht Hörer allein'. Und welch ein Unterschied zwischen er führt das Wort und er ist Wortführer! Auch englische Umschreibungen wie *he is writing* neben *he writes* sind in ge-

wissem Sinne vergleichbar. Von der Kategorie der beharrenden Handlung, die dem Sprachsinne eben am Nomen aufgegangen war, würde hier gleich auch im Verbum Gebrauch gemacht sein. Wir hätten hier dann das Vorspiel zu einer viel späteren Weise der Sprache den Präsensstamm aus einem Nomen abzuleiten, z. B. in *μηκά-ο-μαι* neben *μέμηκα*, lat. *sona-re* neben *son-ui*, nur dass es auf dieser frühen Stufe keiner ableitenden Endung oder, richtiger aufgefasst, keines Hülfsverbums bedurfte um den Nominalstamm zum Verbal-, beziehungsweise Präsensstamm zu machen. Von den eigentlich denominativen Verbalformen müssen diese thematischen doch immer wohl unterschieden werden. Ich gestehe, dass mir diese Erklärung in hohem Grade ansprechend und über eine Reihe andrer Bildungen Licht zu verbreiten scheint. Zunächst wird auf diese Weise vollkommen verständlich, warum es so viele Präsensstämme ohne Stammerweiterung gibt, wie *bharâ-mi* = *φέρω*, *agâ-mi* = *ἄγω* u. s. w., die dennoch ebenso durative Bedeutung haben, wie die erweiterten. Das durative Element lag eben schon in dem Vocal, der an die Wurzel antrat. Sodann eröffnet sich uns der Blick auf andre Arten der Präsensbildung, in denen man schon früher von verschiedenen Seiten Nominalstämme vermuthet hat. Die Sylbe *nu* = *νυ*, durch welche sich skt. *r-nu* gr. *ὀρ-νυ* von der W. *ar*, *ὀρ*, die Sylbe *na* (*nâ*, *nî*): gr. *να* (*νη*), durch die sich *ju-nâ* von der W. *ju*, gr. *σκιδ-να* von der W. *σκιδ* unterscheidet, hält Benfey (Allg. Monatsschr. 1854 S. 739) für identisch mit den Nominalsuffixen *-nu* und *-na*, und dem entsprechend finden auch andre nasale Präsenserweiterungen, wie namentlich das zu griechischen Präsensformen auf *-ανω* sich stellende skt. *-ana* (Schleicher Comp.[2] 770) oder *-âna* (Bopp Vgl. Gr. II 350) eine einfache Erklärung, wie denn auch Schleicher bei diesen Erweiterungen auf Nominalformen verweist. Ueber die Existenz solcher Nominalstämme wie *su-nu*, *svap-na* in der Zeit der Spracheinheit kann nach dem was z. B. von Schleicher Comp.[2] 428, 434 beigebracht ist, kein Zweifel sein. Manches hieher gehörige ist auch von Kuhn Ztschr. II S. 392 ff. besprochen. Die Auseinandersetzungen Benfey's dagegen im ‚Orient und Occident' I 423, III 217, wonach so alterthümliche Formen durch unmotivirte Lautschwächungen aus Verben mit ableitendem *ja* verstümmelt sein sollen, haben für mich durchaus nichts überzeugendes. Aber freilich glaube ich auch die in meinen ‚Tempora und Modi' gegebene Darstellung nicht mehr halten zu können. Dort suchte ich sämmtliche Präsenserweiterungen, welche

Sylben mit *n* enthalten, aus der Nasalirung, d. h. aus dem Streben zu erklären, dem Stamme durch Einfügung eines Nasals eine grössere Fülle zu geben. Allein diese Erklärung reicht offenbar nicht aus. Es ist schwer begreiflich, wie die Sprache das Bedürfniss fühlen sollte, eine W. *ar* durch *n* zu verstärken und noch weniger lässt sich der rein lautliche Zusatz eines *a* und vollends eines *u* begreifen. Meine damalige Ansicht beruhte auf der Annahme einer ausgedehnten Anwendung von Binde- und Hülfsvocalen, wie sie mir jetzt namentlich für eine so frühe Periode des Sprachlebens aus den eben entwickelten Gründen unzulässig scheint. Wie weit dennoch in einem viel beschränkteren Umfang die Nasalirung ihr Recht behaupten darf, z. B. in skt. *lumpâmi* von der W. *lup*, lat. *rumpo* von der W. *rup*, kann hier unerörtert bleiben, wo es nur darauf ankommt die Wahrscheinlichkeit zu erweisen, dass eine Anzahl von Verbalstämmen und Nominalstämmen identisch ist.

Solche unmittelbar als Verbalthemata verwendete Nominalstämme mussten übrigens wenigstens einer lautlichen Verwandlung sich unterziehen, nämlich jenem Wechsel zwischen gedehntem Stammauslaut in einigen und kurzem in andern Formen. Wie *dâ-mi* Plur. *da-tha*[*s*], *dadâ-mi dada-tha*[*s*], so hiess es *tudâ-mi tuda-thas*, *ar-nau-mi arnu-mas*. Indess ist bei diesen zweisylbigen Verbalstämmen die Länge auf einen kleineren Kreis von Formen beschränkt. So heisst es *tuda-si* gegenüber von *dadâ-si*. Eine, wenn auch geringe, Modification des Stammes in seiner Verbindung mit den Personalendungen scheint durchaus mit zur älteren Verbalbildung gehört zu haben. Was die Bedeutung betrifft, so liegt es zwar, wie wir sahen, am nächsten, den zum Verbalstamm gewordenen Nominalstamm als Nomen agentis zu fassen, wobei es freilich an kleinen Verschiedenheiten nicht gefehlt haben wird. Ausser der Möglichkeit liegt es freilich nicht, dass nach und nach auch andre Combinationen sich bildeten, dass das Verbum gelegentlich auch die Beschäftigung mit der im Nomen liegenden Handlung und ähnliches ausdrückte.

Ueberblicken wir nun auf Grund der eben erörterten Vermuthungen den Bestand der Sprache an Verbalformen von wesentlich gleicher Function, so tritt uns eine ziemlich beträchtliche Fülle heraus. Schon in der früheren Periode hatte die Sprache den Unterschied des reduplicirten und des nicht reduplicirten Stammes benutzt um die markirtere Handlung von der einfachen zu unterscheiden. Dazu kamen jetzt wenigstens vier neue Mittel einer volleren Bildung, nämlich die Anwendung

eines A-Stammes, entweder ohne oder mit Steigerung des Wurzelvocals, die Anwendung eines Stammes auf *nu* und die eines Stammes auf *na*. Denken wir uns alle diese Formen an einer und derselben Wurzel ausgeführt[1]), z. B. an der W. *lip*, so boten sich folgende Formen für die 3 S.

lip-ti *li-lip-ti*
lipa-ti *laipa-ti*
lip-nau-ti
lip-nâ-ti.

Gegenüber der ersten Form sind sämmtliche fünf andere verstärkt. Es musste sich daher nothwendig im Sprachgefühl der Unterschied zwischen dem reinen und dem verstärkten Stamme ausbilden. Was ursprünglich mehr aus dem Triebe nach Hervorhebung, die für den einzelnen Fall eine individuelle war, sich herausgebildet hatte, lernte man jetzt unter eine generelle Einheit subsumiren. Den einzelnen Act, der wie ein Punkt der Ausdehnung entbehrt, zu bezeichnen, war vorzugsweise die kürzeste Form geeignet, sämmtliche übrigen vereinigten sich ihr gegenüber in der Function, die in ihrer Breite gefasste, die dauernde Handlung auszudrücken. So stellte sich jene Doppelheit des Stammes, jener Unterschied zwischen dem reinen Verbalstamm einerseits und dem Präsensstamm andrerseits heraus, auf welchem der gesammte Bau des indogermanischen Verbums ruht. Die weitere Verzweigung und Ausprägung der einzelnen Formen zu verfolgen, die namentlich bei der reduplicirten eine mannichfaltige war, liegt nicht in unsrer Aufgabe. Ueber diese Verhältnisse der Tempusstämme hat die Wissenschaft es schon zu einiger Klarheit gebracht. Aber auf demselben Grunde erwuchs, wie ich glaube, auch der erste modale Unterschied. Und hierauf müssen wir, da diese Ansicht eine neue ist, nothwendigerweise etwas genauer eingehen.

Es handelt sich zunächst um den Conjunctiv. Die früher von mir im Anschluss an W. v. Humboldt gebilligte Erklärung, die langen Vocale des Conjunctivs als Symbole der zögernden und darum bedingten Aussage zu betrachten, erkenne ich jetzt als unhaltbar. Denn erstens

1) In Wirklichkeit liegen diese nicht vor. Die skt. W. *lip* hat nur die Präsensform *limpa-ti*. Doch finden sich von andern Verben im Sanskrit nicht selten zwei, ja drei verschiedene Präsensbildungen neben einander, z. B. W. *ar* (*ṛ*) 3 Sing. Pr. Ind. *ij-ar-ti* (reduplicirt), *ṛ-nô-ti* (für *ar-nau-ti*), *ṛ-nâ-ti* (für *ar-nâ-ti*) W. *bhar bhar-ti bi-bhar-ti bhar-a-ti*. Danach wird es erlaubt sein der Deutlichkeit wegen jene fünf Formen an einer Wurzel zur Anschauung zu bringen.

dürfen wir die bedingte Aussage keineswegs an die Spitze des Conjunctivgebrauchs stellen. Zum Ausdruck der Bedingung dient der Conjunctiv nur in abhängigen Sätzen. Unstreitig hat sich aber der Gebrauch eines Modus durchweg zuerst in selbständigen Sätzen entfaltet, die ohne alle Frage lange Zeit die einzig möglichen waren. Es wäre also ein chronologischer Schnitzer von jenen statt von diesen auszugehen. In unabhängigen Sätzen drückt der Conjunctiv nach dem unverwerflichen Zeugniss der griechischen Sprache wesentlich eine Aufforderung aus: *ἄγωμεν* im Unterschied von *ἄγομεν*, *φέρωμεν* von *φέρομεν*, und wie eine Aufforderung aus einer zögernden Aussage entstehen könne, sieht man nicht. Ferner passt die ganze Erklärung, auch formell betrachtet, nur für den Conjunctiv der Conjugation mit Bindevocal, oder, wie wir jetzt lieber sagen, mit thematischem Vocal. Dass in einer Form wie *ἄγωμεν* die Tendenz der Sprache dahin ging die Aussage zu einer zögernden zu machen, war an sich denkbar. Aber dass die Sprache um ein Zögern auszudrücken — das übrigens, wie wir sahen, dem Gebrauche gar nicht entspricht — sich selbst ein Hinderniss in der Gestalt eines A-Lauts in den Weg würfe, wie es geschehen sein müsste, wenn *ἴ-ο-μεν* auf diese Weise aus *ἴ-μεν* hervorgegangen wäre, ist doch eine kaum zulässige Annahme. Dagegen bietet sich uns, denke ich, auf Grund der Steinthalschen Hypothese eine befriedigendere Lösung des Problems. Die dauernde und die geforderte Handlung haben manches gemeinsam, vor allem den Gegensatz zur raschen Ausführung. Keine Anwendung der durativen Formen ist bekannter als die conative. Er geht damit um zu tragen und er soll tragen sind synonyme Vorstellungen. Ferner, so gut wie die dauernde kann die geforderte Handlung aus der Verbindung eines Nomen agentis mit Personalendungen hervorgehen: *bhara-ti* ‚Träger (ist) er' kann im Gegensatz zu *bhar-ti* ‚Tragen er' ebenso gut durch einen prägnanten Gebrauch den Gedanken er ist zum Tragen berufen, er soll tragen enthalten, wie den: er beschäftigt sich mit dem Tragen, ist im Tragen begriffen, er sucht zu tragen. Der Conjunctiv ist in mehreren seiner primitivsten Anwendungen, wie die Sprache der Veden und der homerischen Gedichte zeigt, dem Futurum verwandt: *οὐκ ἔσσεται οὐδὲ γένηται, οὔπω ἴδον οὐδὲ ἴδωμαι.* Und das Futurum entsteht ja in einer viel weiter fortgeschrittenen Periode unter anderm auch durch Anwendung eines Nomen agentis: skt. *dâtâ* Geber d. i. er wird geben, *daturu-s est.* Wenn sich auf diese Weise der Ursprung des Conjunctivs aus der durativen

Präsensform begrifflich rechtfertigt, so bleiben freilich, was die Form betrifft, auf den ersten Blick noch manche Schwierigkeiten übrig, die sich indess, wie ich glaube, überwinden lassen.

Ein erster Einwand wäre folgender. Wenn die durativen Formen zugleich jene conjunctivische Kraft in sich trugen, so ist es auffallend, dass dieselbe Form in diesem Verbum rein durativ, in jenem rein conjunctivisch verwendet wird. Warum ist skt. *vaha-ti* = lat. *vehit* Indicativ, das gleichgebildete skt. *hana-ti* (er schlage) Conjunctiv? Man kann darauf antworten: aus demselben Grunde, aus welchem gr. *νέμε-τε* Imperativ Präsentis, *τέμε-τε* Imperativ Aoristi, aus welchem *δίδο-ται* Präsens, *δέδο-ται* Perfect ist. Die Bedeutung einer einzelnen Form lässt sich niemals ausschliesslich aus den Elementen erklären, in die wir sie zu zerlegen vermögen, sondern es kommt als zweiter Factor überall die Analogie, oder mit andern Worten die Stelle in Betracht, welche die einzelne Form im Vergleich mit andern Formen einnimmt. In diesem Sinne kann immer nur von einer relativen Fähigkeit gewisser Formen zu gewissen Bedeutungen die Rede sein. Wo die kürzeste, jeder Verstärkung entbehrende Form für den Indicativ Präsentis erhalten blieb, gewann im Gegensatz zu ihr die thematische nach und nach modale Bedeutung, da zu einer temporalen kein Anlass war. So ward *hana-ti* Conjunctiv zu *han-ti*. Hier setzte sich der Unterschied fest, der die Quelle des Modusgebrauchs war. Bei andern Verben dagegen starb die kürzere Form ab, auch das wohl nicht durch reinen Zufall, sondern weil die Bedeutung der Wurzel kräftigere Formen forderte, oder weil die Lautverbindung eine zu schwierige war. So fixirte sich die vollere Form als Indicativ Präsentis.

Ein zweiter Einwand liesse sich etwa so formuliren. Enthält die Kategorie des Durativs die der erstrebten, geforderten Handlung in sich, so wäre zu erwarten, dass sämmtliche Präsensverstärkungen gelegentlich conjunctivisch verwandt würden. Warum also ist zwar *lipa-ti*, aber nicht *li-lip-ti*, *lip-nâ-ti* Conjunctiv zu *lip-ti*? Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, müssen wir uns erinnern, dass die verschiedenen Präsenserweiterungen sich zwar in dem Zwecke vereinigen die dauernde Handlung im Unterschied von der momentanen zu bezeichnen, dessen ungeachtet aber keineswegs völlig gleichbedeutend waren. Nur so begreift es sich, dass von éiner Wurzel mehrere Präsensstämme neben einander gebraucht werden konnten. In Folge der individuellen Färbung,

welche die durative Handlung in den verschiedenen Präsensbildungen annahm, konnte die eine dem modalen Gebrauche näher stehen als die andre. Wahrscheinlich war die reduplicirende Bildung dazu am wenigsten geeignet, denn an sie knüpfte sich doch wohl von Anfang die Vorstellung einer mehr intensiven Handlung. Der intensive Gebrauch bildet aber innerhalb des Gebietes der durativen Handlung gewissermassen den entgegengesetzten Pol zur conativen, und nur aus letzterer glaubten wir den Conjunctivgebrauch erklären zu können. So würde sich also begreifen, warum *li-lip-ti* nie Conjunctiv ward. Die Präsensbildungen mit den Sylben *-na* und *-nu* sind vielleicht etwas jüngeren Ursprungs. Nachdem sich aus denen mit blossem A-Laut die Kategorie des Conjunctivs entwickelt hatte, war für letzteren, so zu sagen, schon gesorgt. Die neueren Bildungen charakterisirten die dauernde Handlung wieder in etwas anderm Sinne, folgten jenen nicht in allen Modificationen. Sehen wir doch auch sonst, wie der Sprachgebrauch aus einer Reihe wesentlich gleichartiger Gebilde ein einzelnes, so zu sagen, herausgreift und zu einer Besonderheit entwickelt. Wir werden darauf namentlich bei der Entstehung der Casusendungen zurückkommen.

Bedenklicher ist auf den ersten Blick ein dritter Einwand. Wie erklären sich denn Formen mit gedehnten Vocalen? Wie ist nach der vorgetragenen Ansicht das Verhältniss von *bharâ-ti* = *φέρη-σι* neben *bhara-ti* = *φερε-τι*, *φέρει* zu verstehen? Wir glauben jenen A-Laut seinem Ursprunge nach nicht als Bindevocal fassen zu können. Damit ist aber keineswegs die Meinung ausgeschlossen, dass das Ueberwuchern dieses ursprünglich bedeutungsvollen Vocals mit in der lautlichen Bequemlichkeit seinen Grund hatte. Diese musste namentlich vor den Endungen des Präteritums sich sehr dringend geltend machen, wo Formen wie *a-lip-m*, *a-lip-s*, *a-lip-t* nur schwer sprechbar waren. Aber auch im Präsens wird die Schwierigkeit mancher Consonantengruppen, sobald Doppelformen vorhanden waren wie *lipa-ti* neben *lip-ti*, *tuda-ti* neben *tud-ti*, entschieden dazu beigetragen haben, die zweite Form beliebter zu machen und die erste in den Hintergrund zu drängen. Jene alten Conjunctive wie *hana-ti*, *ἴο-μεν* im Gegensatz zu *han-ti*, *ἴ-μεν* weckten nun den Trieb zu einer Neubildung. Auch hier konnte die Sprache nicht vergessen, was sie einmal gelernt, ein Bedürfniss nicht los werden, das einmal in ihr erwacht war. Das Wesen des Conjunctivs schien in einer Einschiebung zwischen Stamm und Endung zu bestehen. In stricter

Analogie bildete man nun *bharâ-ti* neben *bhara-ti*, wie *hana-ti* neben *han-ti*. Dadurch löste sich aber die Modusbildung vollständig von der Tempusbildung ab. Die Verdoppelung, die innerliche Verstärkung und der Zusatz nasaler Sylben blieb der letzteren überlassen, als Zeichen des Conjunctivs setzte sich die Dehnung fest. Wie sehr noch in einer späteren Periode der Sprache der Modus der Forderung Dehnungen, sei es des Stammes, sei es der Personalendung, liebt, zeigt ja einerseits das Griechische durch Formen wie δώο-μεν, στήο-μεν, δώω-σι, andrerseits das Sanskrit durch die Dehnung der Diphthonge in den medialen Personalendungen, z. B. *jaǵâ-tâi* neben *jaǵâ-tê* [1]).

Indem so ein Theil der schwereren, ursprünglich zur Bezeichnung der dauernden Handlung geschaffenen Formen sich für einen besondern Zweck aussonderte, musste zwischen den übrig bleibenden Formen sich ein mehrfach andres Verhältniss ausbilden. Jede Indicativform forderte nun ihren Conjunctiv:

lip-ti lipa-ti, lipa-ti lipâ-ti,
lilip-ti lilipa-ti, laipa-ti laipâ-ti u. s. w.

Auf diese Weise bildete sich eine neue Species der Präsensbildung. Der Unterschied zwischen *lipa-ti* und *laipa-ti* scheint ursprünglich zu einer temporalen Differenz nicht benutzt worden zu sein. Eine Form wie *tuda-ti* ist ja ebenso Präsensform wie *bódha-ti* d. i. *baudha-ti*, griechisch ἄγει so gut wie τήκει (W. τᾰκ). *Lipa-ti* also und *laipa-ti* waren anfangs coordinirt. Die Sprache mochte sich entweder für die eine, oder für die andre Form entscheiden, vielleicht je nachdem die Handlung mehr oder weniger energisch ausgedrückt werden sollte. Indem sich nun aber neben *lipa-ti* der Conjunctiv *lipâ-ti*, neben *laipa-ti laipâ-ti* schob und für die letzteren Formen der Begriff der geforderten Handlung entwickelte, musste sich der Trieb nach Differenzirung herausstellen. Je mehr die A-Stämme zunahmen, desto wichtiger wurde es an ihnen ein vollständigeres System von Formen sowohl für die durative, wie für die momentane Handlung zu entwickeln. An die Formen mit unverändertem Wurzelvocal *lipa-ti, lipâ-ti* knüpfte sich jetzt, wo sie einem *laipa-ti, laipâ-ti* gegenüberstanden, die Vorstellung der momentanen, an die mit

1) Reiche Beispiele liefert Kuhn Ztschr. XV, 412 ff., wo freilich die Hypothese aufgestellt wird, dass der schwerere Diphthong *âi* in allen Medialendungen der ursprüngliche sei.

gesteigertem die der dauernden Handlung. War doch die letztere Form eine relativ schwerere, und musste sich die ursprüngliche Bedeutung des kurzen *a* von *lipa-ti*, da wo es kein *lip-ti* gab, vollständig verwischen. Auch hier kommen wir wieder auf die Wahrnehmung zurück, dass sich die Bedeutung einer Form wesentlich aus ihrem Verhältniss zu andern bestimmt. Im Indicativ Präsentis musste nun jene kürzere Form *lipa-ti*, da wo sie sich neben *laipa-ti* fand, bald überflüssig werden. Denn bei der schlichten Aussage von etwas gegenwärtigem hat der Ausdruck der momentanen Handlung keine rechte Stätte. Wer etwas für die Gegenwart einfach aussagt, gibt damit der Handlung von selbst eine gewisse Breite. So verschwand *lipa-ti*, wo es daneben ein *laipa-ti* gab, allmählich aus dem Gebrauche. Aber im Conjunctiv konnten sich *lipâ-ti* und *laipâ-ti* sehr wohl neben einander halten. Die geforderte Handlung kann ebensowohl eine momentane, wie eine dauernde sein, und es macht einen Unterschied, wie sie gefasst wird. Im Imperativ, der inzwischen sich auch ausgebildet haben muss, fand dasselbe Verhältniss statt: *lipa-tât* neben *laipa-tât*. Noch wichtiger wurde diese Unterscheidung im Präteritum: *a-lip-at* neben *a-laip-at*. So erklärt es sich wohl, dass es neben den Wurzelaoristen wie *a-bhû-t* = ἔ-φυ,, *a-stâ-t* (skt. *a-sthâ-t*) = ἔ-στη auch thematische von der Art der oben besprochenen gibt. Formen wie skt. *a-lipa-t*, *a-sada-t* (er sass), *a-vida-t* (gr. ἔ-*Fιδε*, εἶδε), sind ihrer ursprünglichen Anlage nach eigentlich Imperfecta, die dazu gehörigen Modusformen Präsensformen, die sich aber durch das Aufkommen noch stärkerer Präsensformen und durch das Verschwinden solcher Indicative wie *lipâ-mi*, *sadâ-mi*, *vidâ-mi* zu Aoristformen verschoben haben. Die griechische Sprache hat beim Conjunctiv das ursprüngliche Verhältniss viel reiner bewahrt als das Sanskrit und Zend, insofern sie dem Conjunctiv durchweg die primären Personalendungen zutheilt. In den beiden andern genannten Sprachen findet hier ein Schwanken statt, das den Schein erzeugt, als ob es in Wirklichkeit einen Conjunctiv des Imperfects und des Aorists gäbe. In Wahrheit gibt es nur einen Modus jeder Art von der dauernden Handlung, den wir einen Modus des Präsens nennen, und einen der momentanen, den wir einen Modus des Aorists nennen. Von einem Wegfall des Augments in einem solchen Modus kann gar nicht die Rede sein, da das Augment als Zeichen des Präteritums mit der Modusbildung unverträglich ist.

Wir hatten uns vorgenommen zu untersuchen, ob es möglich sei

den Conjunctivvocal bei seiner lautlichen Identität mit dem thematischen Vocal auch begrifflich als diesem identisch zu fassen. Diese Möglichkeit glaube ich erwiesen zu haben, und da es oberster Grundsatz der Sprachwissenschaft ist, dasjenige was innerhalb einer Sprache lautlich gleich ist und begrifflich gleich sein kann für identisch zu halten, so bin ich allerdings der Meinung, dass beide Vocale ihrem Ursprunge nach zusammenfallen. Da wir aber guten Grund zu der Annahme hatten, dass jener A-Laut früher der Tempus- als der Modusbildung diente, so würde sich daraus die nicht unwichtige Wahrnehmung ergeben, dass die Modusbildung — bei der wir jetzt vom Imperativ absehen — aus der Tempusbildung sich erst allmählich entwickelt hat.

5. Periode der zusammengesetzten Verbalformen.

Wir wiesen schon im Eingange auf die Doppelformen des Aorists als auf eine der Thatsachen hin, welche am klarsten die schichtweise Entstehung des Verbalsystems beweisen. Es ist längst allgemein anerkannt, dass die jüngeren sigmatischen Aoriste auf einer Zusammensetzung beruhen [1]). Hier ist das chronologische Moment am greifbarsten. Die Zusammensetzung besteht in der Verbindung eines bedeutungsvollen Stammes mit einem Hülfsverbum. Hülfsverben können aber nie ursprünglich diese Function gehabt haben. Das Hülfsverbum verhält sich zum selbständigen Verbum ungefähr wie der Artikel zum Pronomen. Der Artikel ist gleichsam ein erblasstes Pronomen, das Hülfsverbum ein erblasstes Verbum von selbständiger Bedeutung. Wie lange Zeiträume mögen vergangen sein, ehe es die Sprache zu einem Verbum substantivum brachte, das heisst, ehe die ursprüngliche sinnliche Grundbedeutung der W. *as*, wahrscheinlich (Grundz. 337) die des Athmens, sich so ganz verflüchtigt hatte, dass der reine Begriff der Existenz hervorbrach! Mit Nothwendigkeit ist anzunehmen, dass ein langer verbaler Gebrauch der Wurzel vorherging. Und wieder ein langer Weg war von dieser rein abstracten Bedeutung sein bis zu der Gewohnheit das Verbum sein

1) Der paradoxe Versuch Ascoli's (*Studj Ario-Semitici p.* 26) auch hier aus dem *diks* einer Form wie *a-diksa-t* ein Nomen agentis herauszupressen, wird wohl wenig Nachfolge finden. Die sanskritischen Aoriste auf *-si-sha-m* zeigen zur Evidenz, dass hier eine Composition vorhanden ist.

als blosse Copula zu verwenden. Die ältere Sprache wusste nichts von dem Bedürfniss die Verbindung eines Subjects mit einem Prädicat durch etwas andres als Nebeneinanderstellung auszudrücken. Das zeigen ja Verbalformen wie *ad-mi*, auch noch solche wie *bhara-ti*, *laipa-ti*. Indem sich nun aber zahlreiche Nominalformen, durch mannichfaltige Suffixe charakterisirt, herausbildeten, an denen nach und nach auch der Unterschied zwischen Substantiv und Adjectiv hervortreten musste, mochte für die Satzbildung der Unterschied des Attributs vom Prädicat erwünscht werden. Die Nebeneinanderstellung verblieb für den Ausdruck der attributiven Verbindung, die prädicative ward durch Hinzufügung des Verbums der Existenz ausgedrückt, das damit zur Copula ward. Ein derartiger Gebrauch der W. *as* muss nun wieder schon lange vorhanden gewesen sein, ehe die zusammengesetzten Verbalformen aufkamen. Denn Zusammensetzung setzt immer ein längeres Beisammensein der verbundenen Theile in durchaus geläufigem Gebrauch voraus, Welche Perspective also eröffnet sich uns von jenen Aoristformen aus, die wie *a-dik-sa-t* = ἔ-δειϰ-σε eben jene Momente in sich zusammen fassen! *a-dik-sa-t* verhält sich zu einer Form wie *a-dâ-t* ungefähr wie *tum dicens erat* zu *tum dicens*. Mochte also schon in der vorigen Periode der Gebrauch des Verbum substantivum und, wie wir sehen werden, eines andern Hülfsverbums häufiger werden, so trat nun in dem Verwachsen mannichfaltiger Stämme mit diesen Hülfsverben ein ganz neues, fruchtbares Bildungsmoment auf, wodurch sich das Verbalsystem nicht unwesentlich vervollständigte. Hier können wir aber, und daran erkennen wir die vorgeschrittenere Sprachperiode, schon mit viel grösserer Sicherheit als in den früheren Zeiten die einzelnen Stufen unterscheiden und chronologische Momente sowohl nach rückwärts wie nach vorwärts gewinnen. Die zusammengesetzten Verbalformen lassen sich in zwei wesentlich von einander verschiedene Classen sondern, nämlich erstens diejenigen, welche ungeformte Nominalstämme mit Hülfsverben verbunden enthalten, wie eben dieses aus dem wurzelhaften Nomen *dik* entstandene *a-dik-sa-t*, und zweitens solche, in denen sich ein bereits geformter, d. h. mit einer Endung versehener Nominalstamm wie *kâma* (Liebe) zu einer Verbalform wie *kâma-jâ-mi* verbindet. Auf der ersten Stufe bringt die Sprache nur einzelne Tempusstämme hervor, die zur Ergänzung der einfachen dienen, auf der zweiten haftet die Zusammen-

setzung fester, sie durchdringt zuletzt das ganze Verbum. Das eigentlich denominative Verbum entsteht nur auf die zweite Weise.

A. Zusammengesetzte Tempusstämme aus ungeformten Nominalstämmen.

Dass eine Form wie *a-dik-sa-t* einen Nominalstamm in sich enthält, ist zwar an sich einleuchtend, denn ein Satz mit einem Verbum substantivum muss ein Nomen enthalten, dennoch aber eine für die Geschichte der Sprachentwicklung äusserst wichtige Thatsache. Denn diese Thatsache beweist, dass es in dieser zwar relativ nicht mehr ganz alten, dennoch aber der Sprachtrennung weit vorausgehenden Zeit Nominalstämme, und zwar unflectirte, in dieser primitiven Form gab. Es dient dies also zur Bestätigung dessen, was wir oben über die Alterthümlichkeit solcher wurzelartigen Nominalstämme erörterten und zu weiterer Widerlegung der Hypothesen derer, die solche Nominalstämme von primitivster Art bereits der Verstümmelung verdächtigen. Denn dass auch etwa in *a-dik-sa-t* die Sylbe *dik* bereits aus einer volleren Form entstellt sei, wird niemand glaubhaft machen können.

Die Sylbe *já* (*ja*), welche das eigenthümliche der 4ten Sanskritclasse und der ungemein zahlreichen Bildungen gleicher Art in den verwandten Sprachen ist, aus der W. *ja* gehen herzuleiten, wie es Bopp Vergl. Gr. II 357 thut (vgl. ‚Temp. u. Modi' S. 88) empfiehlt sich durch die Einfachheit der Erklärung, die sich auf diese Weise darbietet. Das Verbum des Gehens, in verschiedenen Sprachen, namentlich auch im Lateinischen zur Umschreibung verwendet (*vénum ire, amatum iri*) enthält in sich ein durativ es und dadurch für die Bildung von Präsensstämmen besonders geeignetes Moment, da gehen eine dauernde Bewegung bezeichnet [1]). Da ausserdem der Begriff der Passivität sich leicht dabei einstellt, so empfiehlt es sich, auch das *ja* des sanskritischen Passivs, wozu auch das Zend Analogien bietet, auf dieselbe Quelle zurückzuführen, wie denn auch schon lange darauf hingewiesen ist, dass viele Verben der entsprechenden 4ten Sanskritclasse intransitive Bedeutung haben. Ist diese Erklärung richtig,

1) Ueber die mannichfaltigen Begriffsmodificationen, die durch gehen ausgedrückt werden können vgl. W. v. Humboldt üb. d. Verschiedenh. d. menschl. Sprachbaues S. 257.

und ich wüsste nicht, dass man etwas beigebracht hätte sie zu widerlegen, so müssen wir auch hier voraussetzen, dass die Sprache, ehe sie zur Zusammensetzung der W. *ja* mit vorhergehenden Stämmen schritt, sich oft der Umschreibung durch W. *ja* bedient, z. B. *kupja svid ja*. Man fasst dabei das erste Wort am natürlichsten als nomen actionis: Wallung, Schwitzen, ohne dass jedoch auch andre Verbindungen ausgeschlossen wären, z. B. für *ἀγγέλλω* d. i. *ἀγγελ(ο)-ιω* Bote gehen d. i. als Bote gehn. Wie in jeder Composition etwas unbestimmtes und vieldeutiges liegt, so auch in dieser. Aber gerade darauf beruht die Mannichfaltigkeit der Anwendung und die Fähigkeit der angefügten Elemente mit Aufgabe der ursprünglichen mehr sinnlichen Bedeutung in bloss formale Sylben überzugehen. Nach und nach also ward der Unterschied zwischen der angefügten Sylbe *ja* von andern, sei es rein lautlichen oder thematischen Anfügungen ganz verwischt. Diese Sylbe wurde eben eine jener Präsenserweiterungen, die alle dem gemeinsamen Zwecke dienen, die dauernde Handlung zu bezeichnen.

Wie die durativen Formen durch die Zusammensetzung mit W. *ja*, so wurden die aus der Wurzel selbst hervorgehenden, dem Ausdruck des momentanen dienenden, wie allgemein anerkannt ist, durch die W. *as* ergänzt. Auf den ersten Blick ist es befremdlich eine Wurzel von dieser, wie es scheint, durativen Bedeutung solche Function übernehmen zu sehn. Denn sein ist ja, so scheint es, recht eigentlich ein Bleiben, ein Beharren bei etwas. Wir möchten danach die W. *as* eher in Präsensformen erwarten, wie das lat. *possum*, als in Aoristformen. Dennoch aber gibt es eine Auffassung des Seins, die etwas aoristisches hat, diejenige, nach welcher das Sein dem Werden, das erreichte Resultat den verschiedenen zu seiner Erreichung erforderlichen Momenten entgegengestellt wird. Und diese Auffassung wird sich in Bezug auf die Vergangenheit am leichtesten einstellen. So mochte hier zuerst eine Umschreibung mit dem Präteritum von *as* sich einstellen, durch die dann allmählich Formen wie *a-dik-sa-m* = *ἔ-δειξα* erwuchsen. Da der Unterschied zwischen der aoristischen und durativen Handlung der Sprache schon in der vorigen Periode aufgegangen war, so schoben sich diese mit W. *as* componirten Formen in das System des Verbums ganz natürlich als Parallelen der einfachen Aoristformen ein. Es liegt uns hier fern, dies und die verschiedene Bildungsweise dieser zusammengesetzten Aoriste weiter zu verfolgen. Nur auf ein chronologisches Moment mag

hier hergewiesen werden. Eine der Aoristbildungen dieser Art und zwar gerade diejenige, welche im Griechischen herrschend geworden ist, beruht auf der Einfügung der Sylbe *sa*, die aus *asa* verkürzt ist. Das *a* am Schlusse dieser Sylbe wird niemand für etwas andres halten als das von *tuda*, *baudha* und jenen andern zweisylbigen Stämmen, deren Aufkommen wir in die vorige Periode glaubten verlegen zu können. Es ergibt sich daraus mit Sicherheit die Existenz eines Präsens *asâ-mi* neben *as-mi*, eines Präteritums *âsa-t* neben *âs-t*, zu einer Zeit, die der Bildung der zusammengesetzten Form vorausging, es bestätigt sich uns also die Priorität der thematischen Formen vor den zusammengesetzten.

Würde auf diese Weise das Tempussystem wesentlich ergänzt und vermannichfaltigt, so geschah nun auch etwas ähnliches in Bezug auf die erst in der vorigen Periode unterschiedenen Modi. Vergleichen wir die Formen des Optativs oder, wie er im Sanskrit heisst, Potentialis der indogermanischen Grundsprache, wie sie Schleicher Comp.[2] 707, 712 aus den einzelnen Sprachen für die W. *as* erschliesst, mit denen des Conjunctivs, z. B.

3 S. Conj.	*as-a-t(i)*	Opt. *as-jâ-t*
3 Pl.	*as-a-nt(i)*	*as-ja-n(t)*

so findet hier, abgesehen von den Endungen, die überdies im sanskritischen Conjunctiv unstät und nur im Optativ consequent die secundären sind, und abgesehen von der Quantität des *a*, dasselbe Verhältniss statt wie zwischen einem Ind. Präs. der thematischen Form (Cl. 1 im Skt.) und einem mit *-ja* zusammengesetzten (Cl. 4),

as-a-nt(i): as-ja-n(t) = bhara-nti: svid-janti.

Ist aber das *ja* der betreffenden Conjugationsclasse mit Recht auf die W. *ja* gehen zurückgeführt, so liegt es nahe das optativische *ja* aus derselben Quelle herzuleiten. Dass der Optativ nichts andres ist als ein durch *ja* erweiterter Präsensstamm erweist sich auch aus einer andern Zusammenstellung als wahrscheinlich. Schon Bopp entging nicht die ausserordentliche Aehnlichkeit zwischen der Endung des zusammengesetzten Futurums *(a)sjâ-mi*, *sja-si*, *sja-ti* und dem Optativ des Verbum substantivum *(a)sjâ-m*, *sjâ-s*, *sjâ-t* (II 541). Dies *sjâ-mi* aus *sjâm* abzuleiten, ist wohl unmöglich. Es wäre dies wohl der einzige Fall, in welchem die Sprache was schon verloren war, wieder hergestellt hätte Vielmehr tritt *(a)sjâmi* offenbar, wie Benfey Kurze Sktgr. S. 186 und Schleicher Comp. 818 erkannt haben, in die Analogie der mit *ja*

gebildeten Präsensstämme. *as-já-mi* hiess also nach unsrer Analyse, die hier mit der Benfey's zusammentrifft, ich gehe sein. Dies *as-já-mi*, welches in der Endung des Futurums z. B. *dâ-sjâ-mi* = dor. *δω-σίω* erhalten ist, halte ich nun für identisch mit dem im getrennten Gebrauche erhaltenen Optativ *(a)s-jâ-m* = *ε-ἴη-ν*. Es haben sich nur die primären Endungen in die secundären verwandelt. Diese Auffassung bestätigt sich auch durch das Lateinische. Die Identität des lat. *ero* für *esjo* mit jenem *(a)sjámi* ist längst erkannt und erwiesen, während dem Optativ *(a)sjám* in getrenntem Gebrauche lat. *siem* entspricht. Aber in der Zusammensetzung mit dem Perfectstamme ist zwischen *rĭmus* (*dede-rĭmus*) als 1 Pl. zu *ero* und *rĭmus* als 1 Pl. = *sîmus*, jenes im Fut. ex., dies im Perf. Conj., gar kein Unterschied. Beide sind eben aus dem nämlichen *esîmus* (aus *es-iê-mus*) = skt. *s-já-ma* gr. *ε-ἴη-μεν*, *εἶ-μεν* geflossen. Schleicher erörtert den Ursprung der Sylbe *ja* nicht weiter, obwohl er beim Optativ S. 712 auf den Pronominalstamm *ja* hinweist. Es möchte aber in der That schwer zu zeigen sein, wie der Begriff des Optativs oder Potentialis durch ein zwischen Stamm und Endung eingeschobenes hinweisendes Pronomen entspringen konnte. Es ist dies einer der Fälle wo die Analyse der Formen ohne Rücksicht auf ihre Function nicht zum Abschluss kommen kann. Bopp denkt II 560 bei dem Moduselement des Optativs und des Futurums an die W. *i* wünschen, die allerdings zur Bedeutung vortrefflich passt. Aber dies *i* steht nur in den Wurzelverzeichnissen und wird ohne Zweifel mit Recht von Westergaard und im Petersb. Wörterb. mit der W. *i* gehen identificirt, die selbst in mancherlei Anwendungen nach etwas gehen, streben bedeutet und mehrere secundäre Wurzeln aus sich hervorgehn lässt, die wie *ish* (*ikh*) *jat* ausschliesslich in diesem mehr geistigen Sinne verwendet werden. Zwischen *i* und *ja* ist aber der Zusammenhang unverkennbar. Mithin läuft Bopp's Erklärung wesentlich auf dasselbe hinaus mit dem was wir hier vermutheten. Freilich besteht nun immer noch ein doppelter Unterschied zwischen zusammengesetzten Indicativen des Präsens wie *svid-jâ-mi*, *svid-ja-si*, *svid-ja-ti* und Optativen wie *bhû-jâ-m*, *bhû-jâ-s*, *bhû-jâ-t*. Der Optativ hat auch ausserhalb der ersten Personen mit Ausnahme der 3 Pl. langes *á*, der Indicativ kurzes. Allein dieser Unterschied reicht schwerlich aus eine Trennung dieser Formen zu begründen, zumal da bei den Präsensstämmen auf *a* in der 1 S. im Sanskrit statt des langen kurzes *a* erscheint: *tudé-ja-m* und in andern Formen das *a* sogar völlig verschwindet.

Allerdings müssen wir für das *a* nach dem S. 206 bemerkten wie für alle auslautenden Vocale der Wurzeln die Kürze als das ursprüngliche annehmen. Aber auch in wurzelhaften Aoristen wie *a-sthâ-m*, *a-sthâ-s*, 2 Pl. *a-shtâ-ta* = ἔ-στη-ν, ἐ-στη-ς, ἔ-στη-τε zeigt sich die Länge, die in solchen Bildungen, wie ἔ-θε-τε neben skt. *a-dhâ-ta* und ἔ-γνω-τε zeigt, nicht eben stetig ist. Was aber die secundären Personalendungen des Optativs gegenüber den primären des Indicativs betrifft, so fragt es sich, ob dieser Unterschied von Anfang an ein fester gewesen ist. Die Endung -μι in griechischen Formen wie φέρο-ι-μι pflegt man als missbräuchlich zu bezeichnen gegenüber skt. *bharê-ja-m* und dem sporadisch erhaltenen φέροιν. Aber diese Auffassung hat ihre Schwierigkeiten. Derartige Afterbildungen sind nur glaublich, wenn sie sich aus einer weit verbreiteten Analogie erklären lassen. Dies Mittel aber lässt uns hier völlig im Stich. In allen andern Formen des Optativs sind die Endungen bei den Griechen die secundären, durch Activ und Medium wird die Analogie zwischen dem Optativ und dem Präteritum von den Griechen mit strenger Consequenz durchgeführt und die Verwendung dieses Modus namentlich in zusammengesetzten Sätzen stimmt ganz dazu. Indicativformen auf μι, die eine besondere Aehnlichkeit hätten, existiren gar nicht, ebenso wenig haben diese Modusformen der Conjugation auf ω irgend eine besondre Gemeinschaft mit den Verben auf μι. Diese éine Ausweichung erscheint nur auf éine Weise begreiflich, wenn sie nämlich von unvordenklichen Zeiten sich erhielt. Denn was von der herrschenden Regel vollständig abweicht hat überall eher das Präjudiz für sich eine ältere Regel zu bewahren. Gleichmachung, nicht Ungleichmachung ist es was in der Sprachgeschichte mehr und mehr zur Geltung gelangt. Ich glaube daher, dass sich in diesem μι von φέροιμι ein Ueberrest aus jener Zeit erhielt, da auch dem Optativ die primären Personalendungen noch nicht zu schwer waren, da also die Uebereinstimmung zwischen dem Optativ und dem Indicativ der mit *ja* zusammengesetzten Präsensform eine vollständigere war. Von φέρο-ι-μι würde also auf ein *bhara-já-mi* zurückzuschliessen sein. Hat sich doch auch sonst in vereinzelten griechischen Verbalformen bisweilen das allerursprünglichste erhalten, z. B. in der 2 S. ἔσ-σι, in den homerischen dritten Personen des Conjunctivs auf -η-σι, in dem dorischen Futurum.

Sind diese unsre Schlüsse richtig, so liegt kein Grund zu der von Benfey (Allg. Monatsschr. 1854 S. 749) aufgestellten Behauptung vor,

der Optativ sei mit dem Präteritum der W. *ja* zusammengesetzt. Denn das alleinige Zeichen des Präteritums, das Augment, ist dem Optativ völlig fremd und auch begrifflich wäre die Anwendung des Präteritums schwer zu verstehn, während die Abstumpfung der primären Endungen zu den secundären ein häufiger, in keiner Beziehung verwunderlicher Vorgang ist. Diese alten Zusammensetzungen waren vieldeutig. Aus dem Begriffe des Gehens ergab sich einerseits der des Umgehens mit etwas, andrerseits der des Gerathens in etwas, endlich der des Strebens nach etwas. Die erste Bedeutung fixirte sich in den durativen Präsensformen, die zweite in den Passivformen, die wir oben (S. 237) erwähnten, die dritte im Optativ. Man denke nur an die doppelte Anwendung unsers Hülfsverbums werden im Passiv und Futurum. Der Optativ mochte sich anfangs mehr vereinzelt als Ersatzmann des Conjunctivs in derselben Weise einfinden, wie die Präsensstämme auf *ja* neben den wurzelhaften und thematischen. Bald aber löste sich diese Bildung ab, sie ward ähnlich wie die specifisch sanskritische Verwendung der Sylbe *ja* im Passiv zum allgemeinen Bedürfniss. Man bildete nun auch von wurzelhaften und thematischen Formen nicht bloss den Conjunctiv, sondern auch den Optativ, eine Form wie *bhara-jâm(i)*, ja selbst *svid-ja-jâ-m(i)* stellte sich ein, aus dem reduplicirten Stamme, aus den einfachen wie aus den zusammengesetzten Aoriststämmen entsprangen Optative und so wurde die Aehnlichkeit mit der Mutterform völlig verwischt. Sicherlich geschah dies dadurch, dass sich früh eine kleine Bedeutungsdifferenz zwischen diesem zusammengesetzten und dem einfachen Modus herausstellte. Durch die allmählich sich einstellende Gewohnheit dem jüngeren Modus die secundären Personalendungen zukommen zu lassen, musste die Scheidung eine noch vollständigere werden. In wie weit dies mit dem Gebrauche des Optativs im Zusammenhang stand, mag hier unerörtert bleiben.

Wir glaubten vorhin den Optativ aus dem Futurum deutlicher machen zu können. Jetzt werden wir umgekehrt von unsrer Auffassung des Optativs aus die Futurbildung beleuchten können. Bopp betonte bei seiner Erörterung des Futurums auf *-sjâmi*, wie wir sahen, gar sehr den Zusammenhang mit dem Optativ, und dieser Zusammenhang ist namentlich für das lateinische Futurum von Bedeutung, insofern Formen wie *ferês, ferêt* ja in der That Optative sind, die Futurbedeutung erlangt haben. Ich hielt es daher in den ‚Tempora und Modi' S. 317 für möglich,

ein Optativ mit secundären Endungen sei die Quelle der Futurbildung mit primären gewesen. In dem Streben ‚das Tempus der Zukunft von dem Modus der Möglichkeit' zu unterscheiden, hätten sich in dem erstern die primären Endungen wieder eingestellt. Aber solche ‚Rückbildung', wie man es wohl genannt hat, ist mir längst nicht mehr glaublich. Schon in den ‚Erläuterungen zu meiner Schulgr.' S. 99 trat ich vielmehr Schleicher's Ansicht bei, wonach das zusammengesetzte Futurum aus dem Verbalstamme und dem Futurum der W. *as* besteht, letzteres aber selbst nichts andres ist als eine Präsensbildung von besonders significanter Anwendung. Insofern uns nun klar geworden ist, dass auch der Optativ selbst eigentlich ein zusammengesetzter Indicativ Präsentis ist, vereinigen sich beide Ansichten. Ein Futurum wie *dâ-sjâ-mi* ist zusammengesetzt aus der W. *da* und der Präsensbildung von *as as-jâ-mi*, die selbst ihrerseits ebenso gut die Fähigkeit als Futurum wie als Optativ verwendet zu werden in sich trägt und in Wahrheit sowohl für lat. *ero* = *es-io*, wie für skt. *sjâ-m* gr. *ἐ(σ)-ιη-ν* lat. *(e)s-ie-m* die Quelle geworden ist. Das Futurum zeichnet sich vor den meisten Formen des Optativs durch die volleren Endungen aus. Wir dürfen daraus wohl den chronologischen Schluss ziehen, dass das zusammengesetzte Futurum sich zu einer Zeit gebildet hat, da jenes *as-jâ-mi* seine Personalendungen noch in ungeschwächtem Zustand bewahrte.

Der Trieb nach zusammengesetzter Tempusbildung muss längere Zeit lebendig geblieben sein. Im Sanskrit bietet der Conditionalis und Precativ Beispiele davon, im Griechischen die Passivaoriste, im Lateinischen die zusammengesetzten Imperfecta, Perfecta und was dazu gehört, im Deutschen ‚das s. g. schwache Präteritum. Ob alle diese jüngeren Gebilde wirklich erst nach der Sprachtrennung aufgekommen sind, dürfte zweifelhaft sein. Es wäre sehr wohl denkbar, dass die Ansätze zu allen diesen Bildungen schon dieser frühen Zeit angehörten, während allerdings das Ueberwuchern derselben und die bestimmtere Ausprägung ihres Gebrauchs offenbar viel späteren Datums und, zum Theil wenigstens, dem Bedürfniss nach Ersatz ungefügig gewordener einfacher Bildungen entsprungen ist. Das Zusammentreffen des deutschen schwachen Präteritums mit griechischen Präteritis auf *-θο-ν* ist dafür besonders instructiv.

B. Zusammensetzung mit geformten Nominalstämmen.

Ueber die abgeleiteten Verba gehen zwar die Ansichten der Forscher noch in manchen Punkten auseinander und es kann hier nicht unsre Aufgabe sein uns in Einzelfragen einzulassen. Aber in Bezug auf die zahlreichste Classe derselben, diejenigen welche im Skt. in der 1 S. Präs. auf *-a-já-mi* ausgehen, scheint mir doch in dem Zusammenhange, den wir hier erwägen, über den Ursprung kaum ein Zweifel übrig bleiben zu können. Vergleichen wir ein Verbum wie *kâma-já-mi* oder *bhâra-já-mi* = *φορε-jω-μι* mit *svid-já-mi*, so haben wir genau denselben Unterschied, wie er zwischen dem thematischen *bharâ-mi* und dem primären *as-mi* stattfindet. Dieser Unterschied erklärte sich uns in der Weise, dass *bhara* ein Nominalstamm sei, der hier als Verbalstamm eintrete. Dieselbe Erklärung stellen wir hier auf. Der erste Bestandtheil von *svid-já-mi* ist ein der Wurzel gleichlautender Nominalstamm primitivster Art. Daraus begreift es sich, dass diese Art von Präsensbildungen auch aus wirklich üblichen Nominalstämmen hervorgehen kann, z. B. *κηρύσσω* d. i. *κηρυκ-jω-μι*. Dagegen der erste Bestandtheil von *bhâra-já-mi* ist der durch *a* gebildete Nominalstamm *bhára* = gr. *φορο*. Dass ein solcher Nominalstamm nicht bei allen Verben wirklich in getrenntem Gebrauche vorliegt, ist kein Einwand. Da ein sehr grosser Theil der primitiven Nomina ein auf A-Laut schliessendes Suffix hatte — man denke nur ausser an *a* und *á* an die Suffixe *nă, tă, mă, tră, ană* — so setzte sich das *a*, wie ich mit Schleicher Comp.[2] 353 und Grassmann Ztschr. XI, 94 annahm, gleichsam als allgemeiner Nominalauslaut fest und diese Art der Denomination überwucherte alle andern. In Betreff der Sylbe *ja* aber werden wir, denke ich, dasselbe Verfahren einschlagen dürfen, wie bei der Erörterung der thematischen Formen und ihres Verhältnisses zum Conjunctiv. Wenn das was lautlich gleich ist auch der Bedeutung nach zusammengebracht werden kann, so haben wir alle Ursache es für identisch zu halten. An diese Denominative knüpft sich zwar durchaus nicht ausschliesslich, aber doch, namentlich im Sanskrit, besonders oft die causative Bedeutung, eine Bedeutung, die freilich von der des Gehens weit abzuliegen scheint. Allein schon an einem andern Orte (Erläuter. 120, 137) habe ich darauf hingewiesen, wie manche Verba von unzweifelhaft intransitivem Gebrauche aus gleichsam gelegentlich und ganz unerwartet in die causative ausbiegen, so namentlich die durchaus vergleichbare W. *βα* in der in-

choativen Präsensform *βάσκω, ἐπιβάσκω*, W. *στα* nicht bloss im reduplicirten *ἵστη-μι*, sondern auch in *στήσω, ἔστησα*. Ausserdem fragt es sich noch, ob diese Bedeutung wirklich in jedem Falle durch die Sylbe *ja* bewirkt wird. Ein unmittelbar aus der Wurzel hervorgehendes Nomen hat ebenso oft active wie passive oder neutrale Bedeutung. So geht aus der skt. W. *naç* (für *nak*) verschwinden das Substantiv *nâça* hervor, das nicht bloss das Hinschwinden, den Tod, sondern auch die Vernichtung bedeutet. Die transitive oder causative Bedeutung also stellt sich hier schon in dem primitiven Nomen ein, und wenn nun das daraus abgeleitete Causativum *nâça-jâ-mi* vorzugsweise vernichten, verderben bedeutet, so bleibt da für die Sylbe *ja* eigentlich nur die Function übrig hier so gut wie in den Verben der 4ten Classe das Umgehen mit etwas zu bezeichnen. Vielleicht hiess eben *nâça-ja-ti* ursprünglich auch nur er geht Vernichtung, geht mit Vernichtung um. Da diesem *nâça-ja-ti* das lateinische *noc-e-t* gleich kommt, so sieht man auch daraus, dass nicht von Anfang an die ausschliesslich causative Bedeutung an jener Form haftete. Es wäre überhaupt verkehrt eine solche begriffliche Kategorie wie die des Causativs schon für so frühe Perioden des Sprachlebens vorauszusetzen. Solche Kategorien gehen ja durchweg erst allmählich aus viel unbestimmteren und vieldeutigeren Gebrauchsweisen hervor. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der streng causative Gebrauch erst in einer Periode sich festgesetzt haben wird, da es Casusformen gab. Denn die causative Bedeutung beruht doch wesentlich auf der geläufigen Verbindung eines Verbums mit dem Accusativ des äusseren Objects. Erst als dieser Begriff der Sprache aufging war überhaupt eine scharfe Scheidung zwischen Transitivum und Intransitivum, folglich auch zwischen Causativum und Immediativum möglich. Dass aber die Casusperiode derjenigen Periode des Sprachlebens, um die es sich hier handelt, nachfolgte, wird, sollte ich meinen, kaum bezweifelt werden können.

Für die Identität der Sylbe *ja*, welche als Charakter der skt. 10ten Classe an den ausgeprägten Nominalstamm und derjenigen, die als Zeichen der skt. 4ten Classe unmittelbar an die Wurzel antritt, spricht noch ein andrer Umstand. Der ursprünglichen Anlage nach gehört offenbar auch dies *ja* der 10ten Classe nur dem Präsensstamme an. Das Sanskrit hat nur von den Causativen alte reduplicirte Aoriste erhalten, z. B. *a-ki-kar-a-t* er liess machen zum Präsens *kâra-ja-ti*, das Perfect wird durchweg umschreibend gebildet, auch sonst fehlt es nicht an

so genannten Ausstossungen der Sylben *aja*. Man sieht daraus, denke ich, dass die ältere Weise die war alle Formen mit Ausnahme der durativen auf andre Weise zu bilden Auch in griechischen Verben wie *γοάω* Ao. *ἔγοον*, *μηκάομαι* Perf. *μέμηκα*, in lateinischen wie *sonare* neben *son-ui* sind uns deutliche Spuren dieser Flexionsweise aufbewahrt. Solche Verba haben die vollständigste Aehnlichkeit mit indischen Verben wie *kam*, lieben, das das Perfect *ká-kam-é*, das Futurum und den Aorist direct aus der Wurzel, das Präsens *kâma-jâ-mi* aber durch Vermittlung des Nominalstamms *kâma* bildete. Dass später zu einer Zeit, da sich das Gefühl für den Ursprung der Sylbe *ja* verwischt hatte und vollends noch später, da wie im Griechischen und Lateinischen, durch Lautverlust und Contraction die Form dieser Verba wesentlich umgewandelt war, der Präsensstamm durchaus als Verbalstamm behandelt ward, dass also an einen schon mit *ja* zusammengesetzten Stamm auf's neue ein *as*, ja im Futurum (*khôra-j-ishjâ-mi*) sogar *as* und *ja* antrat, ist wenig verwunderlich und bestätigt sich durch zahlreiche Analogien. Bei denjenigen denominativen Verben, deren Stamm stärkere derivative Elemente an sich trug, wie z. B. *τι-μα* die Sylbe *-μα*, war ohnehin ein Zurückgehen auf die Wurzel schwierig. Durch die Mannichfaltigkeit der Nominalsuffixe stellten sich überdies in den abgeleiteten Verben eine Menge specieller Bedeutungsmodificationen ein, welche die Kluft zwischen der Wurzel und dem abgeleiteten Verbalstamme immer grösser werden lassen musste. Gerade aber dem Bestreben die vielfachen neuen Vorstellungen und Begriffe, welche durch die Nominalbildung erwachsen waren, in Verbalformen gleichsam wieder flüssig zu machen verdanken die abgeleiteten Verba ihren Ursprung. Lagen die Keime dazu schon in dieser Periode, so mochten sie zum grossen Theile erst in den nachfolgenden Perioden aufgehen.

In chronologischer Beziehung ist am Schlusse dieses Abschnitts namentlich eins von entscheidender Wichtigkeit. Auch die zweite Schicht der zusammengesetzten Verba muss entstanden sein, ehe es Casusformen gab. Sobald das Bewusstsein des Casus auch nur in den allerersten Anfängen vorhanden war, gehörte eine Verbindung wie *náka jâ-mi*, *kâma jâ-mi* zu den Unmöglichkeiten. Das Verhältniss, in welchem der Begriff des Nomens zu dem des Verbums stand, forderte von da an seinen Ausdruck. Wenn der Begriff des Nomens Inhalt oder Ziel des Verbums war, musste dies an der Nominalform bezeichnet werden. Denn im

Unterschied von der überall mehr facultativen Verwendung der wortbildenden Suffixe (declinatio voluntaria) macht sich wie im Verbum die Personalendung, so im Nomen die Casusendung mit Nothwendigkeit geltend. Es musste also, standen damals *nâka* und *jâmi*, *kâma* und *jâmi* noch ungetrennt neben einander, in dem hier geforderten Sinne *nâkam jâmi*, *kâmam jâmi* heissen, ebenso gut wie das Sanskrit seine umschreibenden Perfecte der s. g. 10ten Classe durch Verbindung des Hülfsverbums mit dem Accusativ ausdrückt: *khôrajâm ḱakâra*, *babhûva* oder *âsa*, und wie das Lateinische sein umschreibendes *ire*, *iri* mit der Accusativform *datum* verbindet. Nun würden allerdings diejenigen Gelehrten, die überall geneigt sind in den überlieferten Formen ein so grosses Mass von Lautverstümmelung oder Entstellung zu vermuthen, als irgendwie denkbar ist, wahrscheinlich keine Schwierigkeit in der Annahme finden, dass auch hier das *m* des Accusativs verloren sei. Allein Analogien dafür dürften doch keineswegs so leicht gefunden werden. Wir bedürfen auch in der That keiner solchen, indem wir die Entstehung dieser Formen einer Zeit beimessen, der jenes *m* unbekannt war. Sobald aber einmal die beiden Bestandtheile zu einem untrennbaren ganzen zusammengewachsen waren, gingen sie in dieser Vereinigung in die folgende Periode über und gaben nun den Typus zu zahlreichen andern Verbindungen der Art ab. Denn das ist ja überall das Wesen sprachlicher Entwicklung, dass der Gewinn jeder älteren Periode die Grundlage abgibt, auf der die folgende weiter baut, ohne dass sie im Stande wäre diese Grundlage selbst zu schaffen oder wesentlich umzugestalten.

Noch deutlicher lässt sich zeigen, dass die Zusammensetzungen mit ungeformten Nominalstämmen die Casusbildung ausschliesst. Ein Aorist wie *a-dik-sa-t*, d. i. damals zeigend war er, kann nur zu einer Zeit entstanden sein da zwischen dem Singular und dem Plural nicht unterschieden ward. Sobald man sich an die Bezeichnung des Plurals im Nomen gewöhnt hatte, hätte die Verbindung des pluralischen *(a)san-t* mit dem Stamme auch in letzterem ein Pluralsuffix gefordert also etwa *a-dik-as-sant* damals zeigende waren sie. So geben uns diese Formen, nach ihrer Entstehungszeit befragt, die deutlichste, wie ich glaube, in keiner Weise misszuverstehende Antwort. Insofern sind sie für die gesammte Chronologie der Sprachgeschichte von entscheidender Bedeutung. Denn da die relative Jugend dieser Verbalformen sowohl im Vergleich mit den thematischen, wie mit den primären von niemand be-

zweifelt werden kann, so ist damit der Gang der Sprachentwicklung im grossen und ganzen und die wichtige Thatsache, dass die Casusbildung als solche eine der Entstehung selbst der jüngsten Verbalschicht, folglich der Ausprägung des gesammten Verbalbaues nachfolgende Erscheinung ist, sollte ich meinen, erwiesen,

Es könnte auf den ersten Blick auffallend erscheinen, dass die Sprache zu einer Zeit, da sie nach mehr als einer Richtung hin schon so mannichfaltig entwickelt war, noch eines nach unsern Vorstellungen so unentbehrlichen Mittels wie die Casusformen, einschliesslich die Unterscheidung zwischen Einheit und Mehrheit am Nomen entbehrt haben sollte. Allein unvollkommener organisirte Sprachen zeigen uns ja, wie vieles was vom Standpunkte späterer Durchbildung aus unentbehrlich erscheint, dennoch entbehrt oder vielmehr durch andre, wenn auch viel weniger deutliche Mittel ersetzt werden kann. Man denke nur an die Wortstellung, an die Betonung, an die Verwendung von partikelartig eingestreuten Pronominalstämmen, die wir bald als die Vorläufer der Casusbildung kennen lernen werden. Dazu kam nun die schon ziemlich reich entfaltete Bildung der Nominalstämme. Ausserdem aber stand der Sprache noch ein andres und, wie ich glaube, wesentliches Mittel zu Gebote, die Zusammensetzung. Wenn die noch unflectirten Nominalstämme sich mit Pronominalstämmen zu mannichfaltigen charakteristischen nominalen Neubildungen und mit einzelnen Verben zu zusammengesetzten Verbalformen verbanden, wie sollten sie da die Verbindung unter einander gemieden haben? Bis in die spätesten Zeiten hinein hat sich für die indogermanische Nominalcomposition das Gesetz gebildet, dass nicht eine Casusform — eine solche erscheint nur ausnahmsweise — sondern der Wortstamm gleichsam nackt in die Composition aufgenommen wird. Composita wie skt. *nara-siha-s* Mannlöwe, griech. *λογο-γράφο-ς*, lat. *locu-ple-s* sind vom Standpunkte der späteren Sprache aus eigentlich gar nicht zu begreifen, die Stämme *nara λογο locu* oder *loco* sind für diese Zeit ein Anachronismus. Das Bewusstsein des Nominalstammes ging ja nach Ausbildung der Nominalflexion völlig verloren, darum finden wir z. B. bei den griechischen und lateinischen Grammatikern auch nicht die leiseste Spur eines solchen Bewusstseins. Gewiss sind auch die Inder dazu erst später wieder und zwar auf rein wissenschaftlichem Wege gelangt, und ihr Scharfsinn würde gewiss nicht zum

wenigsten durch die im Sanskrit besonders zahlreichen und mannichfaltigen Composita unterstützt. Die griechischen Grammatiker scheinen diese Bildungen so gut wie ganz verabsäumt zu haben, von ihrem Standpunkt aus hätten sie im innern der Composita überall abgestumpfte Casusformen vermuthen müssen. In der That liegt aber hier ein älterer casusloser Sprachzustand gleichsam offen zu Tage. An einem Compositum kann man den Begriff des Wortstammes einem jeden Schüler auch ohne alle Hülfe verwandter Sprachen klar machen. Dass sich hier noch Nominalstämme so vielfach ohne Casuszeichen erhielten, wird nur begreiflich, wenn wir annehmen, es habe vor der Casusperiode zahlreiche Composita gegeben, die dann die Muster für alle späteren Bildungen der Art abgaben. Wie mannichfaltige Verbindungen der Wörter unter einander auf diesem Wege in äusserster Prägnanz, und bei aller Vieldeutigkeit doch im einzelnen Falle vollkommen verständlich vorgenommen werden können, lehrt der flüchtigste Blick auf das was Inder, Griechen, Deutsche, Slawen nach dieser Richtung hin uns erhalten haben. Wie viele Casusendungen ersparen und ersetzen darum Wörter wie *χρυσό-τοξος, ῥοδοδάκτυλος, ἠεροφοῖτις, γλαυκῶπις*! An dem zweiten und vierten Compositum kann man auch sehen, wie die Bezeichnung des Numerus entbehrt werden kann. Man muss sich nur solche Verbindungen für diese frühe Periode viel weiter und darum loser denken[1]), als für die späteren, insofern sie eben damals die freie Satzfügung bis zu einem gewissen Grade ersetzten. Später ward die letztere durchaus die Regel. Wer statt eines Satzes ein Wort bildete, wich damit von dem damals alltäglichen Gebrauche ab. So kam es, dass ein Compositum aus zwei Nominalstämmen — in scharfem Unterschied von Partikeln — später mehr den Eindruck einer Namengebung, eines Beiwortes machte und darum bis auf verhältnissmässig wenige in den allgemeinen Gebrauch aufgenommene Wörter wesentlich auf die Dichtersprache beschränkt blieb. In unsre gegenwärtige Untersuchung gehörte diese Be-

1) Als Beispiel alterthümlicher Composition kann das merkwürdige *πατροφονῆα* (*α*, 299, *γ* 197, 307) dienen: *ἐπεὶ ἔκτανε πατροφονῆα Αἴγισθον δολομῆτιν, ὅ οἱ πατέρα κλυτὸν ἔκτα*, sicherlich ein aus älterer Poesie überliefertes Wort, das doch auch dem Eustathius auffiel in seiner von aller griechischen Composition abweichenden Weise. Und wer würde im Deutschen den einen Vatermörder nennen, der den Vater eines andern erschlug?

trachtung nur insofern, als sie uns zeigte, wie eine über die äusserste Dürftigkeit hinausgehende Rede auch ohne Casus möglich war.

6. Periode der Casusbildung.

Die Entstehung der Casus ist wohl das allerdunkelste im weiten Bereich des indogermanischen Formensystems. Während in Bezug auf die Verbalflexion eine Reihe von Analysen allgemein anerkannt ist, über andre wenigstens mehrere eingehender erörterte Meinungen sich gegenüberstehen, ist für manche Casusformen noch nicht einmal der Versuch einer Erklärung gemacht, und nur die allgemeinsten Fragen haben bisher eine Erörterung gefunden. Es kann auch durchaus nicht meine Absicht sein hier in diese schwierigste aller Fragen mich tiefer einzulassen, zumal da ich bei einer andern Gelegenheit vor einigen Jahren einige Hauptpunkte zur Sprache gebracht habe (Verhandl. der Meissner Philologenvers. [1863] S. 45 ff.). Hier, wo uns ja nur die Reihenfolge der Formen angeht, werden, da wir schon im allgemeinen die Zeit, in welcher die Casus aufgekommen, zu bestimmen suchten, wenige Bemerkungen genügen. Zunächst sondern sich die Casus, wie ich eben in dem erwähnten Vortrage zu zeigen gesucht habe, in zwei Schichten. Die eine Schicht umfasst den Vocativ, Nominativ und Accusativ. Die engere Gemeinschaft dieser Casus gibt sich schon dadurch zu erkennen, dass sie im Neutrum durchaus zusammenfallen, ihre Verschiedenheit von den übrigen dadurch, dass sie mit diesen nie in Austausch treten. Der Ablativ fällt im Sanskrit vielfach mit dem Genitiv, der Locativ im sanskritischen Dual ebenfalls mit dem Genitiv, in den classischen Sprachen aber mit dem Dativ zusammen, der Instrumentalis wird im Griechischen durch den Dativ, im Lateinischen durch den Ablativ ersetzt. Dativ und Ablativ decken sich im Plural des Sanskrit und Lateinischen, Dativ und Genitiv fallen im griechischen Dualis zusammen. Aber keine Spur von einem ähnlichen Verhältniss des Accusativs zu den übrigen Casus obliqui. Wir dürfen daraus vielleicht schliessen, dass der Accusativ im Gegensatz zum Nominativ und Vocativ schon seinen geschlossenen Gebrauch hatte, ehe die andern Casus aufkamen.

Gab es eine Periode der Sprache, in welcher nur die erste Casusschicht vorhanden war, so sind auch zunächst für diese allein die Anknüpfungspunkte an frühere Sprachschöpfungen zu suchen. Der Vocativ

ragt hier aus der casuslosen Periode herüber, indem er den reinen Stamm im Rufe unverändert lässt. Er gleicht in dieser Beziehung den eben besprochenen unveränderten Stammformen in der Zusammensetzung. *πρέσβυ* als Vocativ und als erster Bestandtheil von *πρεσβυγενής* sind ehrwürdige Alterthümer der Sprache, die nur durch Zurückgehen in die Organisationsperiode des gesammten Sprachstammes begriffen werden können. Die Bildung aber des Nominativs und Accusativs lehnt sich durchaus an die Themenbildung an. Wir besprachen oben S. 223 das Streben der Sprache die Nomina durch stets neu hinzutretende Suffixe zu charakterisiren. So glaubten wir Formen wie die auf *-ana, ma-na, ta-ra, an-ta* auffassen zu müssen. Der überwuchernde Formentrieb liess nicht blos zwei, nein auch wohl drei und mehr solche pronominale Elemente zusammen kommen. Es war also nur ein Fortwirken des älteren Bildungstriebes, wenn sich aus einem Thema wie *bhâra* einerseits *bhârama* andrerseits *bhâra-sa*[1]) entwickelte. Der entscheidende Schritt zur Casusbildung geschah erst in dem Augenblick, da man sich gewöhnte das zuletzt hinzutretende Suffix als ein bewegliches zu betrachten, demselben Stamme bei unverändertem Umfange des Begriffes bald die eine, bald die andre Endung, bald gar keine Endung hinzuzufügen. Das Suffix wirkte auch jetzt immer noch attributiv oder artikelartig, es legte nur, so zu sagen, einen Ictus mehr auf das betreffende Wort, der in der angegebenen Hinsicht eben ein verschiedener war. So können wir bei dieser ersten Casusschicht deutlich sehen, dass die Casusbildung sich in ähnlicher Weise aus der Themenbildung entwickelt, wie die Modusbildung aus der Tempusbildung. Auch der Gebrauch der beiden Suffixe, die wir der Kürze wegen das M- und das S-Suffix nennen können, hat sich offenbar erst allmählich fixirt. In der Declination des Pronomens z. B. im skt. *aha-m, tva-m, i-da-m, a-ja-m* kommt das *m* dem Nominativ zu. Man möchte fast vermuthen, es habe eine Zeit gegeben, da man sogar nur zwei Casus hatte[2]), den durch kein bewegliches Suffix charak-

1) Ueber die von Bopp entdeckte Entstehung des nominativischen *s* mit dem Pronominalstamme *sa* s. dessen Vergl. Gr. I ² 277, über die des accusativischen *m* mit dem Pronominalstamme *ama* Schleicher Comp. ² 540 und Grassmann's gleich zu erwähnenden Aufsatz.

2) Manches hierher gehörige erörtert Grassmann Ztschr. XII, 241 ff., diesen M-Casus als Nominativ benutzt Ascoli *‚del nesso Ario-Semitico' lettera al prof. A. Kuhn Milano* 1864 zu einer Parallele zwischen dem Indogermanischen und Semitischen.

terisirten Vocativ und den Casus mit dem M-Suffix, dem dann erst später der Casus mit dem S-Suffix, zu noch schärferer Hinweisung auf das zunächst liegende nachgewachsen sei. Die Flexion der unpersönlichen Pronomina zeigt ausserdem noch einen andern Ansatz, indem im Neutrum *t* (oder *d*) sich einstellt, dessen Beziehung zum Pronominalstamm *ta* unverkennbar ist. Wie sehr in diesen ersten Anfängen der Casusbildung die Declination noch mit der Stammbildung zusammenhängt zeigt besonders deutlich die Thatsache, dass der Wechsel zwischen dem M- und S-Suffix nicht bloss die Stellung im Satze, sondern auch, so zu sagen, die innere Beschaffenheit des Wortes angeht, indem die Verschiedenheit zwischen Neutrum und Masculinum darauf beruht. Die letztere, mehr wortbildende, Kraft dieser Zusätze mag allerdings, wie mir gegenüber Steinthal in der erwähnten Philologenversammlung (Verhandl. S. 59) geltend machte, die frühere, die eigentlich casuelle die spätere gewesen sein. Denn wenn es mit Recht als das eigenthümliche wortbildender Suffixe betrachtet wird ein Wort in Bezug auf sich selbst näher zu bestimmen, als das der Casussuffixe dies in Bezug auf andre zu thun, so zeigt sich eben in der Anwendung des *m* im Neutrum eine wortbildende Verwendung, und insofern die Casusbildung erst eine Frucht der Wortbildung ist, darf jene auf Priorität Anspruch machen. Nachdem sich die Sprache gewöhnt hatte das Wort, wenn der Begriff desselben als ein lebendiger hervortreten sollte, durch das S-Suffix, wenn das Gegentheil der Fall war gar nicht oder durch das M-Suffix zu charakterisiren, war von da zur Unterscheidung zwischen dem Subject als dem hervortretenden und dem Object im weitesten Sinne als dem zurücktretenden Satztheil kein weiter Schritt. Den Formen des Singulars mochten die des Plurals, in welchen fast ganz dieselben Elemente unter einander verbunden erscheinen, wohl bald, die des Dualis erst später nachfolgen. Dass sich die Sprache längere Zeit mit diesen bescheidnen Anfängen begnügte, scheint mir auch aus dem weiten Gebrauche des Accusativs gefolgert werden zu können. Irre ich nicht, so leuchtet in der grossen Ausdehnung, die der Gebrauch dieses Casus namentlich im Griechischen gefunden hat, noch etwas von jener sehr frühen Anwendung durch, nach welcher er der allgemeine Casus obliquus war.

Dieser ältern Schicht folgte dann, wie ich vermuthe, nach und nach die zweite, sämmtliche andre Casus umfassende. Bei der Dunkelheit vieler unter diesen Casusformen mag es genügen nur auf zwei Punkte

hinzuweisen. Einigermassen erkennbar ist zunächst die Bildung des Genitiv Singularis. Die vollste Endung des Gen. Sing., welche im Skt. *-sja* lautet ist schon von mehreren Seiten, namentlich neuerdings von Max Müller Lectures I, 103 und von Kuhn Ztschr. XV, 424 mit einem wortbildenden Suffix verglichen, das wir z. B. in griechischen Bildungen wie *δημόσιο-ς* vor uns sehen, und das möglicherweise aus älterem, in dieser Function im Sanskrit erhaltenen *tja* entstanden ist. Selbst vom Standpunkte der ausgebildeten Sprache aus begreift man, dass *οἶκος πατρός* und *οἶκος πάτριος* synonyme Ausdrucksweisen sind. Max Müller bringt noch manche Analogien aus Sprachen niederen Grades zur Erhärtung dieses Satzes bei. Wir können uns daraus klar machen, auf welchem Wege die Sprache sich half, ehe die Form des Genitivs geschaffen wurde. Es liegt nahe nun auch von der Genitivendung *-as*, die bei den consonantischen, bei den I- und A-Stämmen die herrschende ist, eine ähnliche Deutung zu versuchen, die ich allerdings nur als eine hypothetische hinstellen will. Eine unmittelbar zu vergleichende Nominalableitung steht uns hier freilich nicht zu Gebote. Aber wenn wir eine Analyse dieser Form unternehmen, so wird es zunächst wahrscheinlich, dass wie die Nominativform so auch diese Genitivform hinter dem *s* einen Vocal eingebüsst hat. Wir dürfen wie vom Nom. *svana-s* (= *sonu-s*) zu *svana-sa*, so vom Gen. *vâk-as* (skt. *vák-as*, lat. *vôc-is*) zu *vâk-asa* aufsteigen. Dass die Endsylbe dieser Form denselben Pronominalstamm *sa* enthält, aus dem das Nominativzeichen hervorging, vermuthet schon Bopp Vergl. Gr.[2] I 393, ohne sich über die Frage, wie es möglich sei, dass Nominativ und Genitiv, so durchaus verschiedene Casus, durch dasselbe Mittel bezeichnet würden, näher auszusprechen. Dies wird sich nun, glaube ich, allerdings erklären lassen. Das Compositum *vâk-a-sa*, so scheint es, verhält sich zu *svana-sa* wie ein s. g. Tatpurusha oder Abhängigkeitscompositum zum Karmadhâraja oder determinativen Compositum, *váka-sa* wäre danach *ὁ (τῆς) ὀπός*, *svana-sa ὁ φθόγγος*, *vák-a-sa svana-sa* demnach gleichsam *ὀπός ὁ | φθόγγο-ς* oder in unflectirten Wörtern ausgedrückt: Stimme der Laut der. Der artikelartig suffigirte Pronominalstamm wäre im ersten Falle regierend oder constructiv, im zweiten rein attributiv angefügt. Sehen wir doch in Wörtern, die aus zwei Nominalstämmen bestehen — und wir glaubten ja S. 248 annehmen zu dürfen, dass die Nominalcomposition schon in der vorhergehenden Periode aufgekommen sei — dieselbe Doppelheit, z. B. in

μητροπάτωρ im Gegensatz zu αἰνοπατήρ. So würde sich nun das oben S. 193 berührte Verhältniss von ποδός zu ὁδός begreifen. Obgleich beide lautlich in gleichem Verhältniss zu der betreffenden Wurzel stehen, ist dies Nominativ, weil das ς attributiv fungirt, jenes Genitiv, weil constructiv. Dass zwischen beiden Bildungen, ehe sie neben einander bestanden, Zeit verstrich, ist durchaus wahrscheinlich. Wie gleichzeitig aus den gleichen Lauten so verschiedenes entstand, wäre unbegreiflich. Dabei wollen wir freilich zwei Schwierigkeiten nicht verschweigen, die bei diesem Deutungsversuche noch übrig bleiben. Die eine besteht in dem *a*, das hier zwischen *vâk* und *sa* sich einfindet. Wir werden darin wohl den Pronominalstamm *a* in ähnlicher Verwendung erkennen dürfen, wie sie den Stämmen *an*, *ja* und andren — zu neuem Zeugniss dessen, dass Casus- und Stammbildung von ähnlichen Trieben beherrscht werden — bisweilen zu Theil wird. Wie der skt. Stamm *bhâra* im Gen. Pl. *bhârâ-n-âm* erst ein *an* hinzunimmt, ehe er sich mit der Endung *âm* verbindet, wie derselbe Stamm im Loc. Pl. *bhâra-i-su* (skt. *bhârêshu*) sich durch ein *i* (= *ja*) erweitert, so scheint hier *a* an den Stamm getreten zu sein. In dieser Beziehung kann auf Schleicher's Aufsatz ‚über Einschiebungen vor den Casusendungen' Ztschr. IV, 54 verwiesen werden. Schwieriger löst sich ein andres Bedenken. Ist das *sa* von *vâk-a-sa* seinem Ursprung nach identisch mit dem von *svana-sa*, so scheint jene Form so gut wie diese eigentlich nur in Begleitung eines Nom. Sing. Masc. berechtigt. *vâk-a-sa svana-sa* (d. i. *vocis sonus*) wäre begreiflich, *vâk-a-sa svana-ma* (d. i. *vocis sonum*) schon nicht. In Verbindung mit einem Femininum, einem Neutrum, mit einem Plural wären ganz andre Formen zu erwarten, etwa *vâk-a-sâ*, *vâk-a-ta* oder *vâk-a-ma* und dergleichen. Eine in jeder Hinsicht befriedigende Erledigung dieses Einwandes weiss ich nicht zu geben. Doch zeigt sich ein Ausweg, auf dem ich zu meiner Freude mit Vermuthungen Kuhn's (Ztschr. XV, 426) zusammentreffe. Kuhn vermuthet auch für den Genitiv der A-Stämme den ursprünglichen Ausgang des Nominativs: ‚Es ist danach der Genitiv ursprünglich ein Adjectiv — —, dem ursprünglich die Flexion des Nominativs zugestanden haben muss, *çivasja putras* muss ursprünglich *çivasjas putras* der zum *Çiva* gehörige Sohn, *çivajás patis* der zur *Çivâ* gehörige Gatte bedeutet haben; auch das Neutrum bediente sich wohl zuerst der Form des Masculini, doch könnte ihm auch das neutrale *m* zugestanden haben. Sobald der Ursprung der Bildung sich aber ver-

dunkelte, fiel das Nominativzeichen im Masculinum und Neutrum ab und blieb nur im Femininum, wo das Sanskrit das *s* auch, zwar nicht bei den Femininstämmen auf *á*, wohl aber mehrfach bei denen auf *í* und *ú* im Nom. Sing. bewahrt hat'. Einige Doppelformen des Sanskrit und Zend so wie das häufige Zusammenfallen von Genitiv- und Dativformen im Sanskrit werden dann benutzt, um diese Vermuthung weiter zu bekräftigen. Auf diese Einzelheiten, in Bezug worauf mir hier und da namentlich lautgeschichtliche Zweifel bleiben, gehe ich hier nicht ein, da sie unserer Aufgabe fern liegen. Aber das wesentliche dieser Auffassung scheint mir ansprechend. Die ältesten Genitive hätten hiernach die grösste Aehnlichkeit mit dem lateinischen *cujus* (für *quo-jus*). Diese Form hat ja noch rein adjectivische Flexion: *cujus puer*, *cuja filia*, *cujum pecus*. Man begreift es sehr wohl, wie dies mit der Zeit der Sprache zu umständlich wird, und wie nach Verwischung des Ursprungs die eine Form, hier also *cujus*, für alle drei Genera bleiben konnte. Freilich aber doch nur unter einer Bedingung, die aber zu unsern Ergebnissen sehr wohl stimmt, nämlich unter der, dass eine grössere Anzahl von Casus, die durch die verschiedenen Numeri durchgeführt wurden, damals noch nicht existirte. Denn wie sich jenes *-asjas* oder *-asjás* auch an die Stelle von *-asjáns* (Acc. Pl.), *-asjasám* (Gen. Pl. nach Schleicher), *-asja-sva* (Loc. Pl.) schieben konnte, wäre schwer begreiflich. Mit einem Worte, der Genitiv Singularis scheint danach einer der ältesten, vielleicht der dem Nominativ und Accusativ zunächst nachfolgende Casus zu sein. Natürlich müssten wir nun auch die Formen auf *-as* auf dieselbe Weise erklären. Und vielleicht bietet sich uns auch hier eine Bestätigung durch eine wirklich erhaltene Form. War *-a-sa* ursprünglich eine Masculinform, so könnte man als Neutrum dazu nach der pronominalen Declination *-a-ta* erwarten, wie *-a-sa* sich später zu *-a-s*, so müsste sich *-a-ta* zu *-a-t* verkürzen. *-a-t* ist aber die Endung des Ablativs. Wie wenn sich der Genitiv *vâk-a-s* zum Ablativ *vâk-a-t* (Schleicher Comp. 551) verhielte wie etwa *ja-s* welcher zum Neutrum *ja-t*, wie lateinisch *aliu-s* zu *aliu-d*? Dass das *t* des Ablativs auf den Pronominalstamm *ta* zurückginge, hat man ohnehin längst vermuthet, ohne diesen Ursprung zu erklären. Der Ablativ fällt bekanntlich im Sanskrit vielfach mit dem Genitiv zusammen. Auch syntaktisch liesse sich der Ablativ sehr wohl aus einer Adjectivform erklären. Himmlische Hülfe und Hülfe vom Himmel, östlicher Wind und Wind aus Osten sind synonym. Bestimmt bezeichnet

wäre dann das woher im Ablativ ebenso wenig als etwa in Compositis wie Ostwind, *ὀρυπετής*. Zwischen den beiden ursprünglich generell verschiedenen Formen hätte die Sprache zu einer Zeit, da dieser Unterschied überflüssig und dunkel wurde, einen innerlichen Unterschied zu machen angefangen. Aehnliche Verschiebungen glaubten wir ja vorhin bei der Besprechung des Conjunctivs und neue syntaktische Unterschiede bei der des Optativs wahrzunehmen.

Sollten sich die hier gegebenen Aufstellungen bestätigen, so würde damit für den gesammten Genitiv, wenigstens des Singulars, der Ursprung aus einem Adjectiv und somit, wie schon von andrer Seite[1]) bemerkt ist, der adnominale Gebrauch dieser Casus als der ursprüngliche im entschiedensten Gegensatz zu einem localen Richtungsverhältniss auch in syntaktischer Beziehung als Grundlage gewonnen sein. Der Genitiv verhielte sich dann seiner Entstehung nach zum Nominativ und Accusativ ganz so wie die eigentliche Ableitung oder secundäre Wortbildung zur primären[2]). Denn auch in dieser sind doch jene pronominalen Elemente, die an den Stamm antreten, die regierenden, während der Begriff des Stammes in syntaktischer Abhängigkeit erscheint. *div-ja-s bhâ-ma-s* hiess doch eigentlich Himmel das Licht das, *οὐρανοῦ τὸ φῶς*, d. i. Licht das des Himmels, *νόστι-μο-ν ἦμαρ* Tag, der der Rückkehr, *πολί-τη-ς ὁ τῆς πόλεως*. Auf der Vieldeutigkeit des zwischen dem primären Stamme und dem ihm angefügten Pronomen möglichen Verhältnisses beruht die mannichfaltige Anwendung solcher ableitenden Endungen. Wesentlich dieselbe Ansicht über diese Ableitungen findet sich schon bei Ad. Regnier *Traité de la formation des mots p.* 97 ausgesprochen.

In Bezug auf die weitere Casusbildung mag hier nur noch eins hervorgehoben werden. Eine besondre Gruppe bilden diejenigen Casus, in denen die Sylbe *-bhi* verwendet wird. Die ganze Gruppe ist von Bopp Vergl. Gr. I ² 420 ff. im Zusammenhang behandelt, ohne dass von ihm oder meines Wissens sonst von jemand eine befriedigende Erklärung

---

1) Steinthal ‚Charakteristik' S. 301.

2) Lehrreich für die Entstehung des Genitivs aus der ableitenden Wortbildung ist der Gen. Pl. der Personalpronomina im Sanskrit *asmâ-ka-m, jushmâ-ka-m,* eigentlich (vgl. Schleicher Comp. ² 651) ein Nom. Acc. Neutr. eines aus *asma, jushma* abgeleiteten possessiven Stammes, der der Bedeutung nach einem lateinischen *nostrum, vestrum* entspricht.

dieser Bildungen gegeben wäre. Die an ältere Aufstellungen sich anschliessende Vermuthung Grassmann's, Ztschr. XII, 258, dass die Quelle aller dieser Formen in der Präposition *abhi* zu, gegen, um = gr. *ἀμφί* zu suchen sei, kann ich nicht dafür halten. Denn abgesehn von andern Bedenken, wäre gar nicht abzusehn, was hinter einer solchen Präposition jene mannichfaltigen Zusätze sollten, durch die sich *bhj-am*, *bhj-ám*, *bhi-s*, *bhj-as* von einander unterscheiden. Insofern derartige unterscheidende, oder, wie Grassmann sagt, deutende Elemente hier namentlich auch zur Unterscheidung der Numeri dienen — worüber Schleicher viele scharfsinnige Analysen bietet — würde man diese deutenden Zusätze, falls *bhi* eine aus *abhi* verstümmelte Prä- oder richtiger Postposition wäre, unbedingt vor, nicht hinter dieser erwarten. Gesetzt die Sylbe *-bhi* wäre eine Präposition, die nach Art der lateinischen *-cum* hinten angefügt wurde, so wäre *vâg-bhj-as* eine Bildung wie etwa lateinisch *vo-cum-bis* statt *vo-bis-cum*. Insofern nun aber dasjenige was hier an die Sylbe *bhi* antritt mit den Casuszeichen des Accusativs und des Genitivs eine merkwürdige Aehnlichkeit hat, scheint die berührte Erscheinung eher einer umschreibenden Casusbildung ähnlich zu sehen. Aus einem Nominalstamme wird zunächst ein secundäres, so zu sagen, Flexionsthema, z. B. aus *vâk vâg-bhi* wie für den Gen. Pl. aus skt. *déva dévan* gebildet und diesem dann die eigentlichen Casusendungen angefügt. So begreift es sich auch, dass z. B. dem griechischen *ἵφι*, scheinbar einem Instrumentalis aus dem Stamme *Fι* der Plural *ἴφια μῆλα*, auch der EN. *Ἴφις* zur Seite steht (vgl. I. Bekker ‚Homerische Blätter' S. 160). Das Suffix *bhi* reiht sich offenbar andern mit demselben Consonanten beginnenden Suffixen an, z. B. *kaku-bh*, *kaku-bha-s* (*kaku-ha-s*), *ṛsha-ba-s* (Grundz. 307), *kara-bha-s*, gr. *ἔλα-φο-ς* (Grundz. 323) neben *ἐλλό-ς*, *κορυ-φή*, *στέρι-φο-ς*, über deren mannichfaltige Verzweigungen ich in Jahn's Jahrb. 60 S. 95 gehandelt habe. Man hat bei diesen Formen wohl an die W. *bha* = gr. *φα* scheinen gedacht, die zu der namentlich im gr. *-αφιο-ν* hervortretenden Deminutivbedeutung gut passt. Damit würde aber die Sylbe *bhi* in der Casusbildung mit ihrer sehr abweichenden Anwendung und dem constanten I-Laut keineswegs erklärt sein. Wer kühne Vermuthungen nicht scheut, wird vielleicht an die W. *bhu* werden, sein denken, woraus eine Nominalform *bhu-ja*, verkürzt *bhja*, weiter *bhi* entstehen könnte. Die Bedeutung eines solchen Nomens, etwa Wesen, wäre zur Zusammensetzung mit einem Nominal-

stamme ebenso geeignet, wie die mit Verbalformen aus der W. *bhu* zur Bildung jüngerer Verbalformen. Wie dem sein mag, dass wir es hier mit einem secundären Thema, mit einer Zusammensetzung ähnlich der in den zusammengesetzten Verbalformen zu thun haben, halte ich für unzweifelhaft. Möglicherweise verhält es sich ähnlich mit den casusartigen Suffixen *θα* (*θε*) *θι θεν* die auf ein gemeinsames *dha* zurückgehen (vgl. *μισ-θό-ς* W. *μεδ* (Grundz. [2] 235). So hätten wir in chronologischer Beziehung hier einen ähnlichen Gang wie beim Verbum.

7. Adverbialperiode.

Wir haben hiermit alle Seiten des Formenbaues in unserm Sprachstamme berührt und es versucht ihre allmähliche Entstehung zu ermitteln. Dennoch ist ein wesentliches Mittel des sprachlichen Ausdrucks noch gar nicht erwähnt worden, das ganze Gebiet der Partikeln. Diejenigen Wörter zwar, welche in den classischen wie in den Sprachen jüngeren Gepräges Adverbien heissen, jene für Richtungs- und Modalitätsverhältnisse verwendeten, theils aus Pronominal-, theils aus Nominalstämmen hervorgehenden indeclinabeln Wörter gehören einer viel späteren Periode an. Eigentliche Adverbia, aus Adjectiven abgeleitet, in festem Gebrauche hat es augenscheinlich in der Periode der Einheit noch gar nicht gegeben. Wohl aber finden wir schon vor der Sprachtrennung Ansätze zu dem Gebrauch, aus welchem sich nach und nach die Adverbien der einzelnen Sprachen entwickeln. Das Sanskrit lehrt am deutlichsten, dass Adverbien nichts andres sind als erstarrte, das heisst aus der Gemeinschaft mit den übrigen mehr oder weniger ausgeschiedene Casusformen. Aber auch für die verwandten Sprachen ist dies ja längst nachgewiesen. Diese Richtung des Sprachgeistes scheint namentlich in einer Reihe an sich nicht sehr inhaltreicher und darum mehr zum Ausdruck räumlicher, zeitlicher und innerlicherer Beziehungen verwendeter Wörter schon verhältnissmässig früh sich geltend gemacht zu haben. Ganz ohne Partikeln lässt sich ebenso wenig eine Sprache, wie eine lebendige Rede ohne Gesticulation denken. Eine kleine Anzahl von Partikeln kürzester Form mag möglicherweise schon bald nach der Wurzelperiode sich festgesetzt haben. Es scheint wenigstens, dass einzelne in nackten Pronominalstämmen bestehen. Partikeln wie *an* (skt. *an-*, gr. *ἀν*, *ἀ-* lat. *in* d. *un*), *na* (lat. *ne*), *gha* (skt. *gha* [vgl. *hi*], gr. *γε* ksl. *že*), *nu*

(skt. *nu*, gr. *νυ*), *ka* (skt. *ká* gr. *τε* lat. *que*), die sich durch ihr Vorkommen in den verschiedensten Zweigen unsers Sprachstammes als indogermanisch erweisen, mögen dahin gehören, obwohl selbst bei einigen von ihnen sich Dehnungen (gr. *νη*, skt. *nú*) und Anfügungen (lat. *nu-m*, gr. *νῦ-ν*) finden, die an Flexion erinnern. Aber weit grösser ist die Zahl der Präpositionen, welche wir schon der Periode der Einheit zuschreiben dürfen. Da wir in vielen von diesen deutlich Casusendungen erkennen können, so dürfen wir annehmen, dass die Erstarrung mancher Casusformen zu adverbialem Gebrauch auf diesem Gebiete schon vor der Sprachtrennung begonnen hat. Dies ist der Grund, warum wir eine Adverbialperiode als die letzte der grossen Bildungsperioden ansetzen zu müssen glauben.

Auf die Thatsache, dass die Präpositionen ebenso gut wie andre Adverbien, von denen sie sich erst nach und nach durch Besonderheiten des Gebrauchs ablösen, Casusendungen enthalten und auf das Licht, das dieser Umstand auf die Entstehungszeit derselben wirft, habe ich wiederholt, namentlich in meinen Grundz.[2] S. 35 ff. hingewiesen. Bei einigen hat sich noch eine ganze Reihe von Casus erhalten, die meisten wohl bei skt. *parâ* und seinen Verwandten. *parâ* selbst ist so gut wie *parêṇa* Instrumentalis, *parê* (= Zend *parê*) Locativ, *para-tas* Ablativ, *para-m* Accusativ (Grundz. No. 346). Dem Instrumentalis vergleichen wir am besten das griech. *παρά*, dem Locativ stellt sich *παραί*, dem Accusativ osk. *perum* zur Seite. Griechisch *πάρος* = skt. *puras* gleicht einem Genitiv aus dem kürzern Stamme *par*. Von dem Pronominalstamm *an*, wovon der Comparativ skt. *antar* (*antara-s*, Adv. *antarâ*) = *inter* lautet, erscheint *an-i* = skt. zd. *ni* gr. *ἐν-ί*, *ἐν*, lat. goth. *in* (S. 277) als Locativ, *ἀν-ά* = osk. umbr. *an*, goth. *ana*, ksl. *na* (S. 275) wahrscheinlich als Instrumentalis. Nehmen wir einen Stamm *ap* an, so ergibt sich *ap-i* = gr. *ἐπ-ί* als Locativ, *ap-a* (zd. *apâ* neben *apa*) als Instrumentalis, *ap-as* = gr. *ἄψ* lat. *ab-s* als Genitiv, lat. *ap-ud* als Ablativ im locativischen Sinne. Die von Kuhn Ztschr. XV, 407 besprochene Form *ἀπαί* ist zu spät bezeugt (Stephan. Thesaur. s. v.) um irgend in's Gewicht zu fallen. Sie ist offenbar dem besser bewährten *ὑπαί*, *παραί*, *μεταί*, *καταί* nachgebildet, gemäss der Lehre der alten Grammatiker (Herodian zu B 824) dass Präpositionen ihre Endsylben zu *αι* dehnen könnten. Vollends die kürzeren Formen aus den längeren herzuleiten, wie Kuhn will, sehe ich keinen Grund. Wir sehen ja schon bei *para* ganz

deutlich, wie mehrere Casus eines Stammes neben einander in präpositionalem Gebrauch sein können, so dass wir kein Recht haben kürzere Formen als Verstümmelungen längerer zu betrachten. Ebenso stehen *ἀντί* = skt. *anti* als Locativ, *ἄντα* als Instrumentalis, lateinisch *anted* als Ablativ, skt. *prá* und *pra* = *πρό* neben zend. *frô* d. i. *fra-s* für *pra-s* und dem entschiedenen lateinischen Ablativ *prôd*. Skt. *adh-i* vgl. *adh-as* (Petersb. Wortb. I 141), *abh-i* = *ἀμφί*, *par-i* = *περ-ί*, *upar-i* (zd. *upair-i*) = gr. *ὑπείρ*, *ὑπέρ*, sind unverkennbar Locative, *u-t* oder *u-d* konnte man für einen Ablativ vom Pronominalstamm *u* halten. Die Zahl der Präpositionen, in denen keine Casusform zu Tage liegt, z. B. das von *pra* abgeleitete *pra-ti* = *προ-τί*, *anu*, *(d)vi* ist ausserordentlich klein. Durch diese Thatsachen wird die Chronologie der Präpositionen, denke ich, hinreichend festgestellt. Diese Wörter setzen als Adverbien, das heisst als erstarrte Casusformen, den lebendigen Casusgebrauch unbedingt voraus. Sie haben selbst in litterarisch bezeugten Zeiten des Sprachlebens, z. B. in der homerischen Sprache, noch so entschieden adverbialen Gebrauch, dass wir diesen vollends für jene Zeit der Einheit ihnen wohl als den ausschliesslichen zusprechen dürfen. Allmählich erst gewöhnte man sich sie in eine nähere Verbindung mit Verben und Nominibus zu bringen, wodurch sie theilweise die Natur von Präfixen annahmen. Derjenige Gebrauch, an den wir bei den Präpositionen zuerst zu denken pflegen, die Verbindung mit gewissen Casus, ist offenbar erst das letzte Entwicklungsstadium, und auch hier lässt sich die grössere Mannichfaltigkeit des Casusgebrauchs, wie wir sie im Sanskrit, im Zend und theilweise noch im Griechischen vor uns sehen, mit Bestimmtheit als die ältere Weise gegenüber der Einförmigkeit bezeichnen, die namentlich dem Lateinischen eigen ist. Erst auf dieser letzten Stufe werden diese Wörter auch wohl postpositiv den mit ihnen zusammen gehörenden Nominalformen nachgesetzt, mit denen sie dann bisweilen gar zu einem Worte verwachsen. Dergleichen für die Periode der Einheit vorauszusetzen und vollends die Anfügung von Präpositionen an das Ende unflectirter Stämme zu vermuthen, ist, wie ich schon anderswo behauptet und, wie ich glaube, begründet habe, ein chronologischer Fehler.

Dies Erstarren einzelner Casusformen führt in der Sprachgeschichte noch zu einer andern wichtigen Form, dem Infinitiv. In ihm hat die Wissenschaft längst vereinzelte Casusformen von nominibus actionis

nachgewiesen. Allein die grosse Mannichfaltigkeit verschiedener Bildungen der Art, die namentlich im Sanskrit vorliegt, und die grossen Verschiedenheiten der einzelnen Sprachen in der Wahl der zu diesem Zwecke verwendeten Suffixe machen es fast zur Gewissheit, dass der Infinitiv als solcher sich erst nach der Sprachtrennung bei den einzelnen Völkern selbständig gebildet hat. Höchstens könnte man verschiedene Ansätze und gleichsam Versuche dazu schon für die Periode der Einheit vermuthen. Auch in der feineren Ausprägung und mehr oder weniger vollständigen Durchführung des Formensystems, in der Art, wie Lücken, die sich in diesem bilden, ergänzt und dadurch die Verhältnisse der einzelnen Formen zu einander vielfach verschoben werden, zeigt jede einzelne Sprachfamilie ihre Eigenthümlichkeit. Eben das ist es ja was wir mit W. v. Humboldt Ausbildung nennen zu können glaubten. Die eigentliche Organisation, die Schöpfung aller wesentlichen, vielfach freilich variabeln Typen ist innerhalb der hier beschriebenen Perioden vollendet.

So sind wir am Schlusse unsrer Aufgabe angelangt, die, ich wiederhole es, uns vielfach Fragen stellte, auf die die Antwort nur eine hypothetische sein konnte. Aber selbst für die Auffassung und Darstellung einer einzigen Sprache ist es unmöglich von solchen Fragen ganz abzusehn, und vollends führt jede tiefer dringende Untersuchung auf dem weiteren Gebiete des gesammten Sprachstammes fast mit Nothwendigkeit auf sie zurück. Es sind Fragen bei deren Behandlung ein kühneres constructives Verfahren unumgänglich ist. Aber davon abzusehn und die Stufen der Sprachgestaltung zu ignoriren, ist im Grunde noch kühner. Möchte es mir gelungen sein, für die Reihenfolge der Hauptentwicklungsstadien, wie sie hier aufgestellt ist, wenigstens eine grosse Wahrscheinlichkeit erwiesen zu haben! Das éine wird man einräumen müssen, dass diese Reihenfolge ohne alle Gewaltsamkeit, namentlich ohne die Annahme starker Lautentstellungen aufgestellt ist, wie sie von andern Seiten, wie mir scheint in unberechtigter Weise, selbst für die allerfrühesten Perioden des Sprachlebens behauptet sind.

ABHANDLUNGEN
DER
KÖNIGL. SÄCHSISCHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN
ZU LEIPZIG.

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

ERSTER BAND. Mit einer Karte. hoch 4. 1850. broch. Preis 6 Thlr.

A. WESTERMANN, Untersuchungen über die in die attischen Redner eingelegten Urkunden. 2 Abhandlungen. 1 Thlr.
F. A. UKERT, über Dämonen, Heroen und Genien. 24 Ngr.
TH. MOMMSEN, über das römische Münzwesen. 1 Thlr. 20 Ngr.
E. v. WIETERSHEIM, der Feldzug des Germanicus an der Weser. 1 Thlr.
G. HARTENSTEIN, Darstellung der Rechtsphilosophie des Hugo Grotius. 20 Ngr.
TH. MOMMSEN, über den Chronographen vom Jahre 354. Mit einem Anhange über die Quellen der Chronik des Hieronymus. 1 Thlr. 10 Ngr.

ZWEITER BAND. Mit 3 Tafeln. hoch 4. 1857. broch. Preis 7 Thlr. 10 Ngr.

W. ROSCHER, zur Geschichte der Englischen Volkswirthschaftslehre im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert 1851. 1 Thlr.
———— Nachträge. 1852. 8 Ngr.
J. G. DROYSEN, Eberhard Windeck. 1853. 24 Ngr.
TH. MOMMSEN, Polemii Silvii laterculus. 1853. 16 Ngr.
———— Volusii Maeciani distributio partium. 1853. 6 Ngr.
J. G. DROYSEN, zwei Verzeichnisse, Kaiser Karls V. Lande, seine und seiner Grossen Einkünfte und anderes betreffend. 1854. 20 Ngr.
TH. MOMMSEN, die Stadtrechte der latinischen Gemeinden Salpensa und Malaca in der Provinz Baetica. 1855. 1 Thlr.
———— Nachträge. 1855. 16 Ngr.
FRIEDRICH ZARNCKE, Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens. 1857. 3 Thlr.

DRITTER BAND. Mit 8 Tafeln. hoch 4. 1861. Preis 8 Thlr.

H. C. VON DER GABELENTZ, die Melanesischen Sprachen nach ihrem grammatischen Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den Malaiisch-Polynesischen Sprachen. 1860. 2 Thlr. 20 Ngr.
G. FLÜGEL, die Classen der Hanefitischen Rechtsgelehrten. 1860. 24 Ngr.
JOH. GUST. DROYSEN, das Stralendorffische Gutachten. 1860. 24 Ngr.
H. C. VON DER GABELENTZ, über das Passivum. Eine sprachvergleichende Abhandlung. 1860. 28 Ngr.
TH. MOMMSEN, die Chronik des Cassiodorus Senator v. J. 519 n. Chr. 1861. 1 Thlr. 10 Ngr.
OTTO JAHN, über Darstellungen griechischer Dichter auf Vasenbildern. Mit 8 Tafeln. 1861. 2 Thlr.

VIERTER BAND. Mit 2 Tafeln. hoch 4. 1865. Preis 6 Thlr.

J. OVERBECK, Beiträge zur Erkenntniss und Kritik der Zeusreligion. 1861. 28 Ngr.
G. HARTENSTEIN, Locke's Lehre von der menschlichen Erkenntniss in Vergleichung mit Leibnitz's Kritik derselben dargestellt. 1861. 1 Thlr. 10 Ngr.
WILHELM ROSCHER, Die deutsche Nationalökonomik an der Gränzscheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. 1862. 20 Ngr.
JOH. GUST. DROYSEN, Die Schlacht von Warschau 1656. Mit 1 Taf. 1863. 1 Thlr. 14 Ngr.
AUG. SCHLEICHER, Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form. 1865. 24 Ngr.
J. OVERBECK, über die Lade des Kypselos. Mit 1 Tafel. 1865. 28 Ngr.

FÜNFTER BAND.

Hiervon ist bis jetzt erschienen:

R. NIPPERDEY, die Iteges Annales der Römischen Republik. 1865. 24 Ngr.
JOH. GUST. DROYSEN, das Testament des grossen Kurfürsten. 1866. 24 Ngr.
GEORG CURTIUS, Zur Chronologie der Indogermanischen Sprachforschung. 1867. 20 Ngr.

Leipzig, Mai 1867.

S. Hirzel.

SITZUNGSBERICHTE

DER

KONIGL. SÄCHSISCHEN GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN.

KLEINERE ABHANDLUNGEN.

BERICHTE über die Verhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Erster Band. Aus den Jahren 1846 und 1847. Mit Kupfern. gr. 8. 12 Hefte.

—— Zweiter Band. Aus dem Jahre 1848. Mit Kupfern. gr. 8. 6 Hefte.

Vom Jahre 1849 an sind die Berichte der beiden Classen getrennt erschienen.

—— Mathematisch-physische Classe. 1849 (3) 1850 (3) 1851 (2) 1852 (2) 1853 (3) 1854 (3) 1855 (2) 1856 (2) 1857 (3) 1858 (3) 1859 (4) 1860 (3) 1861 (2) 1862 (1) 1863 (2) 1864 (1) 1865 (1) 1866, (5).

—— Philologisch-historische Classe. 1849 (5) 1850 (4) 1851 (5) 1852 (4) 1853 (5) 1854 (6) 1855 (4) 1856 (4) 1857 (2) 1858 (2) 1859 (4) 1860 (4) 1861 (4) 1862 (1) 1863 (3) 1864 (3) 1865 (1) 1866, 1. 2. 3.

Jedes Heft der Berichte ist einzeln zu dem Preise von 10 Ngr. zu haben.

Aus den Berichten besonders abgedruckt:

Das Edict Diocletians de pretiis rerum venalium. Herausgegeben von *Th. Mommsen*. Mit Nachträgen. 1852. 14 Ngr.

M. Valerius Probus de notis antiquis. Herausgegeben von *Th. Mommsen*. 1853. 10 Ngr.

W. ROSCHER, ein nationalökonomisches Hauptprincip der Forstwissenschaft. 1854. 6 Ngr.

SCHRIFTEN

DER FÜRSTLICH-JABLONOWSKISCHEN GESELLSCHAFT

ZU LEIPZIG.

ABHANDLUNGEN bei Begründung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am Tage der zweihundertjährigen Geburtsfeier Leibnizens herausgegeben von der Fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft. Mit dem Bildnisse von Leibniz in Medaillon und zahlreichen Holzschnitten und Kupfertafeln. 61 Bogen in hoch 4. 1846. broch. Preis 5 Thlr.

PREISSCHRIFTEN gekrönt und herausgegeben von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft.

1. H. GRASSMANN, Geometrische Analyse geknüpft an die von Leibniz erfundene geometrische Characteristik. Mit einer erläuternden Abhandlung von *A. F. Möbius*. hoch 4. 1847. 20 Ngr.
2. H. B. GEINITZ, das Quadergebirge oder die Kreideformation in Sachsen, mit Berücksichtigung der glaukonitreichen Schichten. Mit 1 color. Tafel. hoch 4. 1850. 16 Ngr.
3. J. ZECH, Astronomische Untersuchungen über die Mondfinsternisse des Almagest. hoch 4. 1851. 10 Ngr.
4. J. ZECH. Astronomische Untersuchungen über die wichtigeren Finsternisse, welche von den Schriftstellern des classischen Alterthums erwähnt werden. hoch 4. 1853. 20 Ngr.
5. H. B. GEINITZ, Darstellung der Flora des Hainichen-Ebersdorfer und des Flöhaer Kohlenbassins. hoch 4. Mit 14 Kupfertafeln in gr. Folio. 1854. 8 Thlr.
6. TH. HIRSCH, Danzigs Handels- und Gewerbsgeschichte unter der Herrschaft des deutschen Ordens. hoch 4. 1858. 2 Thlr. 20 Ngr.
7. H. WISKEMANN, die antike Landwirthschaft und das von Thünensche Gesetz, aus den alten Schriftstellern dargelegt. 1859. 24 Ngr.
8. R. WERNER, Urkundliche Geschichte der Iglauer Tuchmacher-Zunft. 1861. 1 Thlr
9. V. BÖHMERT, Beiträge zur Geschichte des Zunftwesens. 1862. 1 Thlr. 10 Ngr.
10. H. WISKEMANN, Darstellung der in Deutschland zur Zeit der Reformation herrschenden nationalökonomischen Ansichten. 1862. 1 Thlr. 10 Ngr.
11. E. L. ETIENNE LASPEYRES, Geschichte der volkswirthschaftlichen Anschauungen der Niederländer und ihrer Litteratur zur Zeit der Republik. 1863. 2 Thlr. 20 Ngr.
12. J. FIKENSCHER, Untersuchung der metamorphischen Gesteine der Lunzenauer Schieferhalbinsel. 1867. 20 Ngr.

CHR. AD. PESCHEK, die Böhmischen Exulanten in Sachsen. hoch 4. 1857. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig.

S. Hirzel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.